Den Sternen näher

Lesen Sie dazu unsere Reportage in dieser Ausgabe

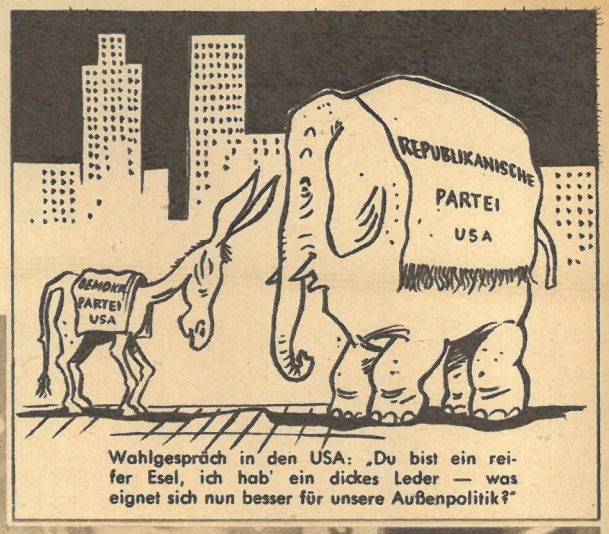
2. Dezemberheft 1960

50

Foto Peter jr.

Esel kontra Elefant

Wahlrummel – made in USA



Wahlgespräch in den USA: „Du bist ein reifer Esel, ich hab' ein dickes Leder — was eignet sich nun besser für unsere Außenpolitik?"

Präsident und Vizepräsident der USA sind die einzigen wählbaren politischen Staatsbeamten, die nicht direkt gewählt werden. Sie hängen mehr noch als Abgeordnete von den Parteien, von den Wahlgeldern ab, die sie für eine immer kostspieligere Wahlpropaganda auf die Beine bringen müssen. Unser Bild: „Wahlschlacht" 1960.

Am Rande notiert

Die seit 1789 in den USA amtierenden Präsidenten hatten bei ihrem Amtsantritt ein Durchschnittsalter von 54,5 Jahren. Fünf hatten bereits die 60 überschritten, sechs waren jünger als 50 Jahre.

*

Seit 1901 stellten sechsmal die Republikaner und viermal die Demokraten den Präsidenten der USA.

Die USA-Präsidenten

	Jahr des Amtsantritts
1. George Washington	1789
2. John Adams	1797
3. Thomas Jefferson	1801
4. James Madison	1809
5. James Monroe	1817
6. John Quincy Adams	1825
7. Andrew Jackson	1829
8. Martin van Buren	1837
9. William H. Harrison	1841
10. John Tyler	1841
11. James K. Polk	1845
12. Zachary Taylor	1849
13. Millard Fillmore	1850
14. Franklin Pierce	1853
15. James Buchanan	1857
16. Abraham Lincoln	1861
17. Andrew Johnson	1865
18. Ulysses S. Grant	1869
19. Rutherford B. Hayes	1877
20. James A. Garfield	1881
21. Chester A. Arthur	1881
22. Grover Cleveland	1885
23. Benjamin Harrison	1889
24. Grover Cleveland	1893
25. William McKinley	1897
26. Theodore Roosevelt	1901
27. William H. Taft	1909
28. Woodrow Wilson	1913
29. Warren G. Harding	1921
30. Calvin Coolidge	1923
31. Herbert C. Hoover	1929
32. Franklin D. Roosevelt	1933
33. Harry S. Truman	1945
34. Dwight D. Eisenhower	1953

Der Vorhang der Wahlkabine schlägt zu. Jetzt ist Billie ganz allein. „Kennedy oder Nixon?" überlegt er, bevor er den Hebel des an der Wand befestigten Wahlautomaten behutsam nach rechts schiebt. „Werden sehen." Stück für Stück, ganz langsam drückt er. Dann endlich ertönt eine Glocke. Billie wägt die beiden Kandidaten nochmals gegeneinander ab. In Gedanken, versteht sich. Redeschlachten von Nixon und Kennedy, die er am Fernsehschirm miterlebte, ziehen an seinem Auge vorüber. Dann ergreift er kurzerhand, wie bei einem Spielautomaten, einen zweiten Hebel, an dem der Name Kennedy steht, und drückt ihn kräftig nach unten. „So, das wäre gemacht!" Danach bringt Billie den ersten Hebel auf seine Ausgangsstellung zurück; nun ist seine Stimme registriert.

Billie hat nicht geträumt, denn wählen mit modernster Technik war der große Schrei in 42 Staaten der USA. Der Wähler brauchte nicht mehr zu lesen, er brauchte nur noch zu spielen. Und alles kostenlos. Dennoch: Zumindest hat er nachgedacht, ehe er gegen Eisenhowers Politik stimmte, wenn ihm auch dabei nur die Möglichkeit der Stimmabgabe für Kennedy zur Verfügung stand.

Obwohl modernste Technik den Wahlvorgang immens vereinfachte, ist die Wahl eines Wahlmännerkollegiums, das wiederum für die Wahl der beiden Spitzenfunktionäre des föderalistisch aufgebauten Staates zuständig ist, steinalt. Mehr als hundertmal wurde seit 1778 versucht, dieses System abzuschaffen, aber vergebens. Eigentlich sollte der Wähler in den USA überhaupt nicht denken. Das wollen für den Wähler die Wahlmänner derjenigen Partei übernehmen, die über die größte Anzahl von Stimmen verfügt. Dieses Gremium nennt sich Wahlmännerkollegium, seine Mitglieder treffen sich nunmehr am Montag nach dem zweiten Mittwoch im Dezember 1960. Was nun kommt, ist nur noch reine Formsache, denn die Zusammensetzung des Wahlmännerkollegiums und der Ausgang der Präsidentenwahl stehen bereits fest. Es wird also kaum einem Demokraten einfallen, den republikanischen Kandidaten zu wählen, obwohl dieses theoretisch durchaus möglich wäre.

Der Fünfunddreißigste

John Fitzgerald Kennedy heißt also der neue, der 35. USA-Präsident. Er wurde 1917 in Brookline (Staat Massachusetts) als Sohn eines Multimillionärs geboren. Nach seinem Studium, das ihn in England und den USA auf seine politische Laufbahn vorbereitete, und nach dem Kriegsdienst bei der USA-Marine zog er 1946 in den Kongreß und 1953 in den Senat ein, in den er 1958 wiedergewählt wurde. Bisher ist es noch keinem Katholiken — Kennedy entstammt einer irischen, streng katholischen Familie — gelungen, das Weiße Haus zu beziehen. Seine Wahl, die als Absage der amerikanischen Wähler an die Eisenhowerpolitik zu werten ist, löste verständlicherweise bei dem alten Mann in Bonn, der den Eisenhowerkurs tatkräftig unterstützt, Bestürzung aus.

Der Esel — das Wahrzeichen der Demokraten — machte vor dem Elefanten (Republikaner) das Rennen. *Fotos „ZB" / Karikatur „Neue Zeit" / Text Beli*

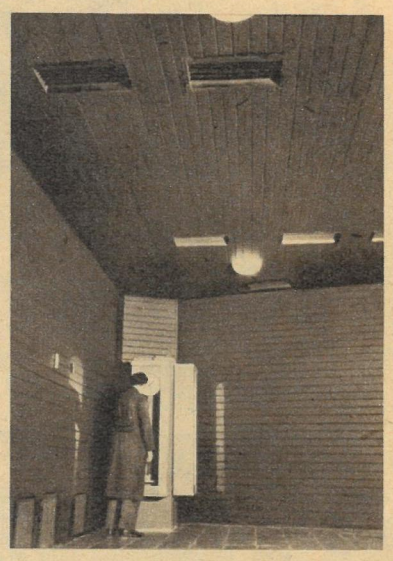
Rummel mit viel Sex — Wahlkampf im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten".

„ZB"-Reporter W. Winkler und Peter jr. (Bild) berichten aus Tautenburg von der Sternwarte mit dem größten Spiegelteleskop Europas

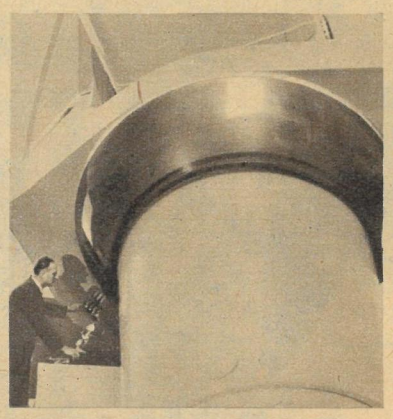
Silbern, flackernd und geheimnisvoll bricht sich das Sternenlicht in der Erdatmosphäre. Es bringt Kunde von fernen Sonnen und Milchstraßensystemen (griechisch: Galaxis), die gleich dem unseren durch den Kosmos eilen. Und die Menschen lernten, immer mächtigere „Himmelskanonen" zu bauen, um die Rätsel des Weltalls zu lösen. Vor kurzer Zeit wurde deshalb im Tautenburger Wald das Karl-Schwarzschild-Observatorium eröffnet, dessen Herzstück dieses gigantische Zwei-Meter-Spiegelteleskop ist, mit dem Spiralnebel erforscht werden können, die Hunderte Millionen von Lichtjahren von uns entfernt sind.

Galaxis *im* Visier

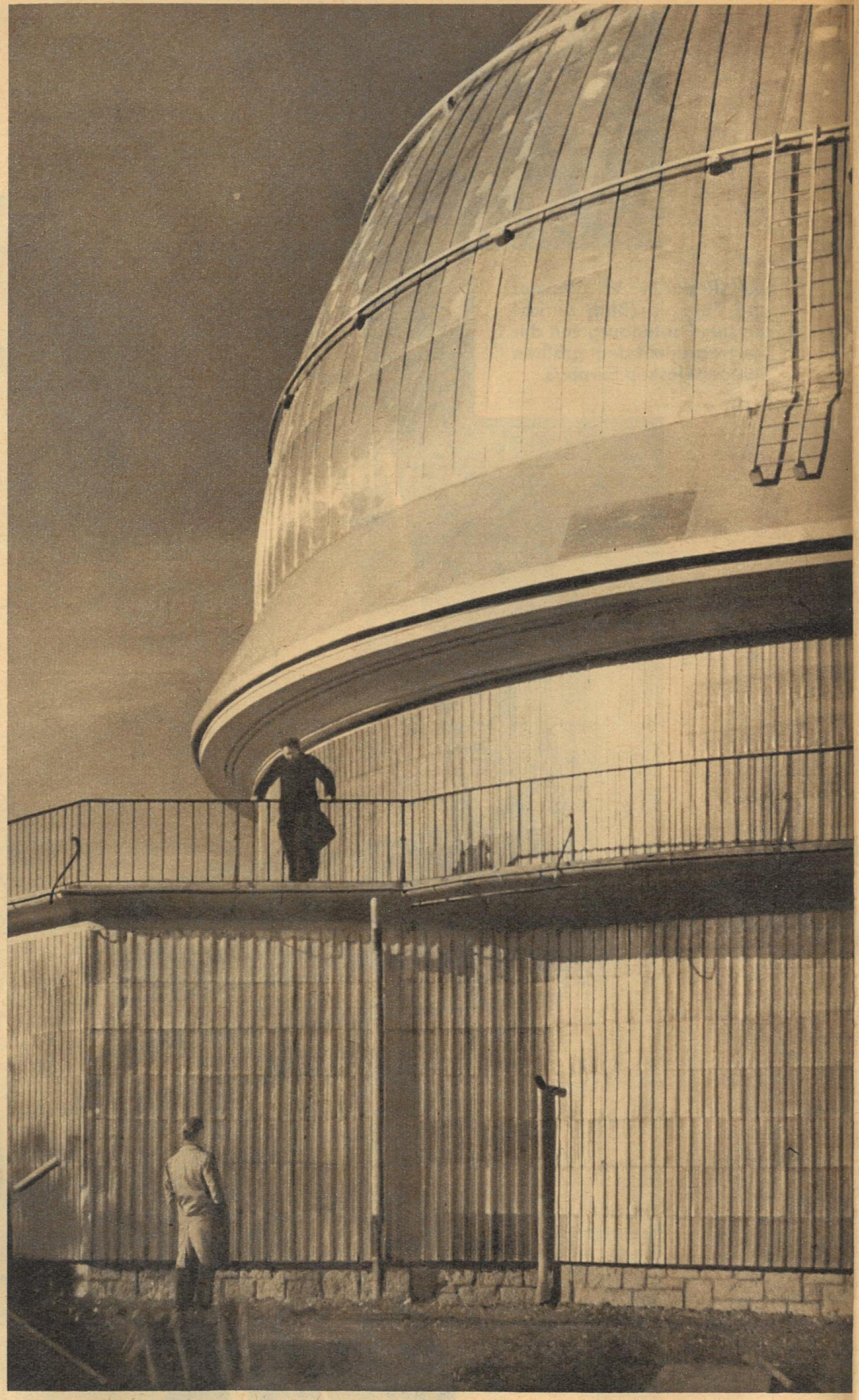
Gleißende Helligkeit strahlt bei Sonnenlicht der lautlos drehbare Kuppelbau aus, unter dessen mächtiger, zur Isolation mit Aluminium belegter Wölbung das Teleskop montiert ist. „Mit diesem Teleskop", so erklärte Dr. Richter, der Leiter des Observatoriums (unser Titelbild), „hoffen wir, neue Ergebnisse über die Struktur der Milchstraße und der Spiralnebel sowie wichtige Einzelheiten über die ‚Personalien' einzelner Himmelsobjekte zu erhalten. Das Spiegelteleskop ermöglicht uns durch seine universelle Bauart, auf allen Gebieten der Astrophysik zu arbeiten. Wir untersuchen das Licht, das als Bote kosmischer Vorgänge zu uns kommt, und fertigen unter anderem Spektralaufnahmen an. Wer sie zu lesen versteht, erfährt von der Bewegung der Sterne, der chemischen Zusammensetzung ihrer Oberfläche, den Temperaturen und Druckverhältnissen in ihrer Gashülle." Ein besonderer Vorteil des Spiegelteleskops besteht in seinem Einsatz als sogenannte Schmidt-Kamera, die verzerrungsfreie Aufnahmen größerer Sternfelder mit Hilfe einer Korrektionsplatte gestattet. Wird das Spiegelteleskop als Schmidt-Kamera verwandt, so hat diese eine Öffnung von 134 Zentimetern und ist die größte der Welt. Zum Direktorium des Observatoriums, das nach dem bekannten Astrophysiker Karl Schwarzschild benannt ist, gehören auch westdeutsche Wissenschaftler. In dieser Sternwarte, die mit den Zusatzprojekten rund 16 Millionen DM kostete, werden Astronomen aus aller Welt arbeiten können, um gemeinsam unsere Erkenntnisse über den Kosmos zu erweitern. Damit aber wird den Forschern die Verpflichtung auferlegt, stets dafür einzutreten, daß ihre Ergebnisse der friedlichen Nutzung dienen. Erst dann wird das von unserer Regierung so großzügig geförderte wissenschaftliche Objekt seiner wahren humanistischen Aufgabe gerecht.



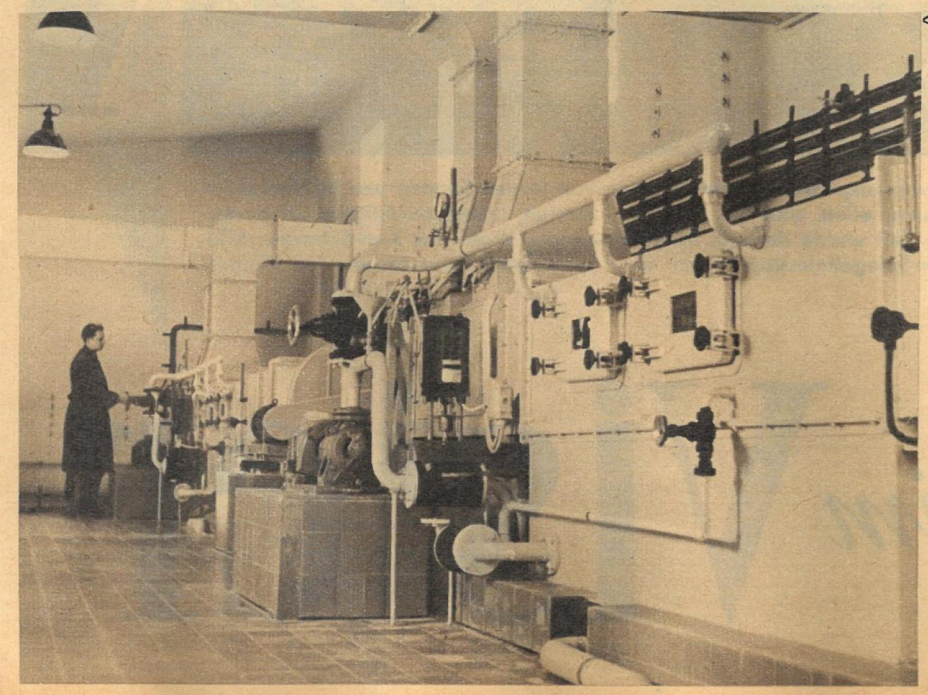
Wenn das Licht ferner Gestirne bis in diese unterirdischen Räume des Observatoriums geleitet wird, dann ist durch eine besondere Vorrichtung die Brennweite des Spiegelteleskops auf 92 Meter verlängert. Komplizierte optische Geräte, die später hier aufgestellt werden, benötigen stets gleiche Temperatur und Feuchtigkeit. Sie müssen fehlerfrei arbeiten, wenn es gilt, das Licht zu zerlegen und zu messen. Das Spiegelteleskop kann von diesen „schwarzen Kammern" aus gelenkt werden. Im Hintergrund erkennen wir eine astronomische Pendeluhr, die nach Sternzeit gestellt ist.



65 Tonnen schwimmen auf 0,05 Millimeter Öl, eine einmalige technische Leistung des VEB Carl Zeiss Jena. Das Spiegelteleskop ruht mit dieser geschliffenen Metallschale auf zwei Spezialaggregaten, von denen das eine gerade bedient wird. Zwischen dieser Vorrichtung und der Schale befindet sich der Ölfilm. Das 65 Tonnen schwere Gerät läßt sich durch diese elegante Lösung leicht bewegen.

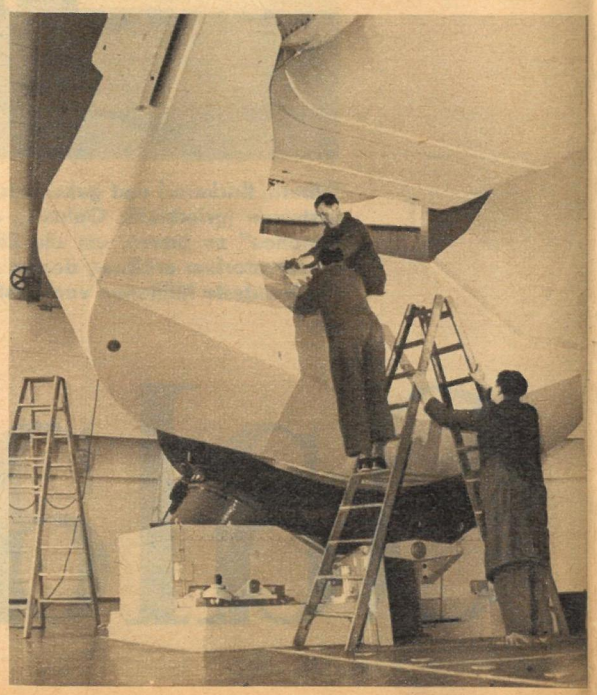


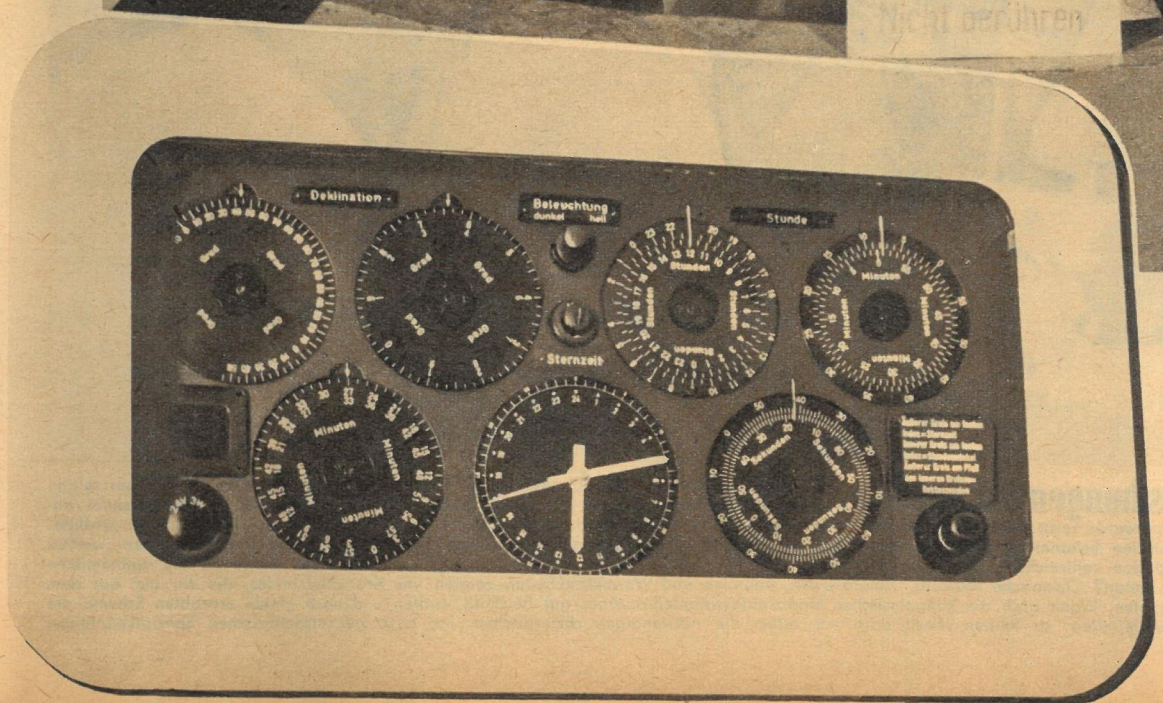
Sternenlicht – Telegramm aus der Unendlichkeit



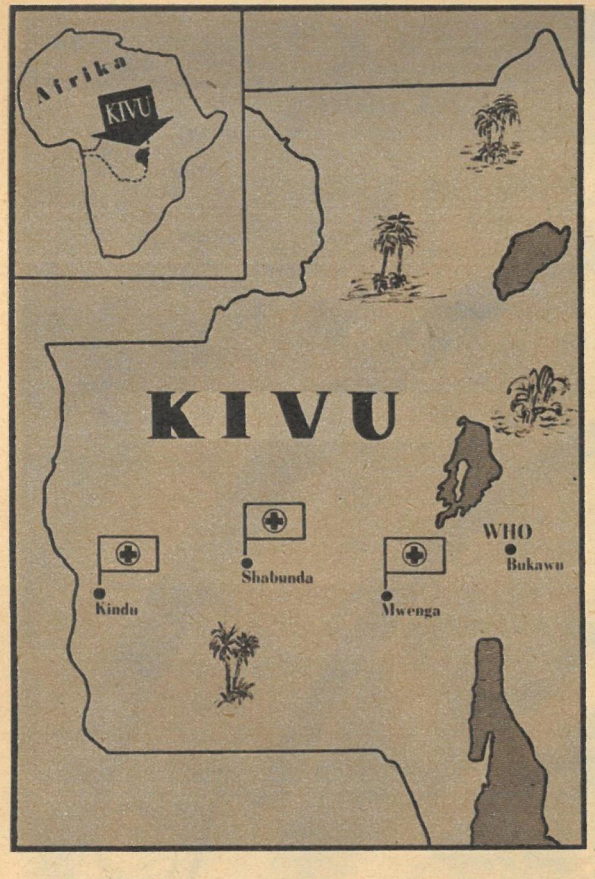
◁ Diese umfangreiche Klimaanlage, in einem Nebengebäude untergebracht, ist nötig, um konstante Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse in den schwarzen Kammern zu schaffen. Dort werden dann erfahrene Fachleute am Werk sein, die „verschlüsselten Himmelsbotschaften" sorgfältig zu „dechiffrieren", um brauchbare Ergebnisse zu erhalten.

1957 erfolgte der erste Spatenstich im Tautenburger Wald. Gleichzeitig befand sich das Spiegelteleskop in Jena bereits im Bau. Es entstand nach einer Konzeption des Akademiemitgliedes Professor Dr. Kienle, des Direktors der Heidelberger Sternwarte. Zur Zeit wird im Karl-Schwarzschild-Observatorium an der Feinjustierung gearbeitet, die in einigen Monaten abgeschlossen sein wird. Bei der späteren Tätigkeit ist es besonders wichtig, den Spiegel vor Temperaturschwankungen zu schützen, da schon geringe Temperaturveränderungen unbrauchbare Bilder zur Folge haben. Soll beispielsweise nachts beobachtet werden, wird die Kuppel bereits nachmittags geöffnet, um das Instrument allmählich und gewissenhaft zu akklimatisieren. ▷





In dieser Form, in der Richard Peter jr. den Spiegel im Mai bei der Justierung in Jena aufnahm, ist er in Tautenburg nicht mehr zu sehen. Eingepaßt in den gewaltigen Tubus, wartet er darauf, das Licht ferner Sonnen einzufangen. Der Glaskoloß hat einen Durchmesser von zwei Metern, ist 33 Zentimeter stark und wiegt 2,4 Tonnen. Um die Sternwarte bei ihren Forschungen nicht zu stören, sind Schutzmaßnahmen getroffen. Im Umkreis von 500 Metern dürfen keine Schornsteine gebaut und Außenbeleuchtungen angebracht werden. Bis 5 Kilometer Abstand ist jegliche rauchentwickelnde Industrie verboten, ebenso die Montage von Sendeanlagen. Es werden weder neue Bahnstrecken noch Fernverkehrsstraßen gebaut. Im Umkreis von 10 Kilometern wird der nächtliche Flugverkehr umgeleitet. Ungehindert kann also das Spiegelteleskop den Himmel erforschen. Im Kuppelsaal selbst wird es von einer Kommandobrücke, ähnlich denen auf Schiffen, bedient, die sich nach dem Willen des Beobachters hebt und senkt sowie im Kreise dreht. Das Armaturenbrett (links) zeigt die genauen Bewegungen und Einstellungswerte des Zwei-Meter-Spiegelteleskopes, wenn es auf ein himmliches Beobachtungsobjekt einschwenkt.



Aus der Republik Kongo berichtet für „Zeit im Bild" der Leiter einer Ärztedelegation der DDR, Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes Dr. med. Wolfgang Weitbrecht

Wir waren die zahlenmäßig stärkste der 24 Arbeitsgruppen, die Rotkreuzgesellschaften verschiedener Länder auf Wunsch der Regierung Lumumba nach dem Kongo entsandten. Fünf Ärzte, fünf Schwestern, ein Krankenpfleger und eine medizinisch-technische Assistentin betraten im Sommer den Flughafen Leopoldville. Für längere Zeit sollten wir mithelfen, die gesundheitliche Betreuung der kongolesischen Bevölkerung in der Provinz Kivu zu gewährleisten. Wie in Guinea praktiziert, zogen die ehemaligen Kolonialherren sämtliche Spezialisten ab, und es gab nicht wenige belgische Ärzte, die schmählich das ärztliche Ethos verletzten und ihre Patienten im Stich ließen. Zu unserem Begleitgepäck hatten wir für 100 000 DM Medikamente und Verbandstoff mitgenommen, eine Spende des Solidaritätskomitees für die Völker Afrikas in der DDR, die als Arbeitsgrundlage für unsere Ärzte in den drei Einsatzorten gedacht war. Die kongolesischen Behörden, die Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes und der Weltgesundheitsorganisation (WHO) begrüßten freudig die uneigennützige Hilfeleistung. Mit Maschinen des indischen UNO-Truppenkontingents flog unsere Delegation, in drei Gruppen geteilt, ihren Einsatzorten entgegen — die erste Gruppe mit Dr. Scholz aus Stralsund und Dr. Claus aus Leipzig nach Mwenga, die zweite mit Dr. Aderhold aus Stalinstadt nach Shabunda, und die dritte mit Professor Dr. Kütz und Dr. Waldschock aus Leipzig nach Kindu. — Wir sind in dem Bewußtsein nach dem Kongo gefahren, hier eine brüderliche solidarische und tatkräftige Hilfe im Sinne des internationalen sozialistischen Humanismus zu leisten.

Bakterien und Viren

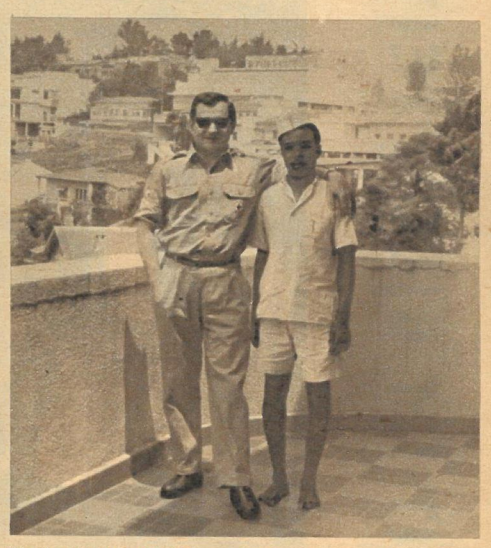
kennen weder schwarz noch weiß

Überraschungen am Äquator. Wie in Shabunda und Kindu staunten wir nicht wenig, hier mitten im Urwald ein relativ modernes Krankenhaus mit 150 Betten und ein gut ausgebildetes Heilhilfspersonal anzutreffen. Uns wurde recht bald klar, daß der Aufbau des Gesundheitswesens durch die Belgier keineswegs aus reiner Nächstenliebe erfolgte. Da die Bakterien bekanntlich nicht zwischen einer weißen und schwarzen Haut unterscheiden, galt die Sorge in erster Linie den „weißen Herren" und den zahlreichen ausländischen Touristen, die in hellen Scharen zur Großwildjagd strömten. Was wurde für die einheimische Bevölkerung getan? Chronische Malaria, Amöbenruhr, Anämien und Wurmkrankheiten zeigten uns Krankheitsbilder, die wir nur aus dem Lehrbuch kannten. Wenn auch die kongolesischen Medizinalassistenten darüber gut Bescheid wußten und nach einem erprobten Schema die Therapie durchführten, so fehlten ihnen doch vor allem die notwendigen chirurgischen und auch geburtshelferischen Spezialkenntnisse.

Mit der Chefhebamme Josefine lernten wir eine in ihrem Fach tüchtige junge Kongolesin kennen. Sogar eine Mütterberatung hat sie in den Urwalddörfern eingeführt, wohin sie von Zeit zu Zeit mit dem Jeep fährt. Nach der Flucht der belgischen Ärzte stand aber auch sie vor kaum lösbaren Aufgaben. Es tat ihr besonders weh, daß sie nun die zu erwartenden und auf sie wartenden kleinen Erdenbürger vernachlässigen mußte. Und wie schwer sie es hatte, ist am besten daran zu ermessen, daß allein der Landkreis Mwenga ein Territorium umfaßt, das so groß ist wie die Bezirke Dresden und Karl-Marx-Stadt zusammen. Und dann sind die meisten kongolesischen Frauen sehr schlank, ein Umstand, der es häufig als unumgänglich erscheinen läßt, bei Entbindungen den Kaiserschnitt anzuwenden. Das konnte Josefine nicht. Niemand freute sich deshalb mehr als sie, als sich unsere Chirurgen an ihre Seite stellten. Mit ihren Operationen gewannen sie das Vertrauen der Bevölkerung.

Ich traute meinen Augen nicht, mußte zweimal hinsehen: eine Avenue de Stalingrad in der Provinzhauptstadt Bukawu. Das Straßenschild erinnert an die Waffenbrüderschaft der Antihitlerkoalition im zweiten Weltkrieg. Es ist auch nur dieses Straßenschild, sonst spürte man nicht mehr diese Gemeinsamkeit; im Gegenteil, an der Kathedrale klebten antisowjetische Hetzplakate, angebracht von Elementen ehemaliger Kolonialherren.

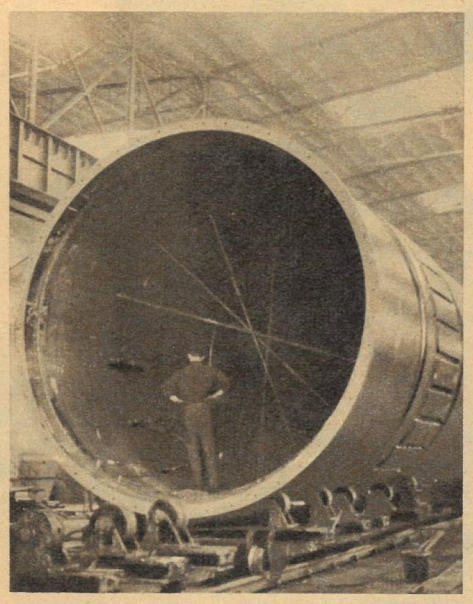
Der erste Kontakt mit Angehörigen der lumumbatreuen Armee verlief äußerst freundschaftlich. Sergeant Alfons und seine Soldaten wußten bereits — obwohl wir erst kurze Zeit auf kongolesischem Boden weilten —, daß wir Rotkreuzärzte aus „Allimanni" waren. Aus weiter Entfernung schon begrüßten sie uns mit: „Jambo, jambo, jambo, munganga — guten Tag, Doktor!" Und als auf ihre Frage „Ost oder West?" unsere Antwort „Republic Demokratic" lautete, klatschten sie zum Zeichen besten Wohlwollens freudig in die Hände. Welche Achtung unsere Delegation im Kongo genoß, geht schon daraus hervor, daß unsere Rotkreuzfahne durch eine Abteilung der Armee mit militärischen Ehren aufgezogen wurde.



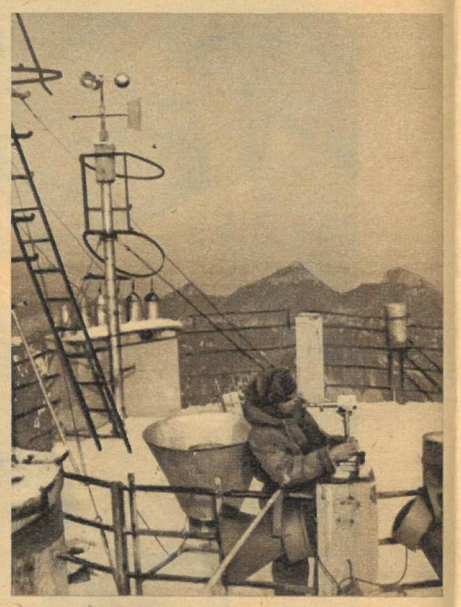
Für Josef, den Hotelboy in Bukawu, war es das erste Mal, daß sich ihm ein „weißer Mann" so freundschaftlich wie Dr. Aderhold näherte. Auch durfte er mit ihm wie mit seinen Stammesbrüdern sprechen. Tränen standen dem klugen Jungen in den Augen, und mit ehrlicher Erschütterung gestand er uns, daß ihn die Belgier stets nur verächtlich als „Boy" bezeichnet hatten.

Bukarest: Neue Hauptverkehrsader. In unwahrscheinlich schnellem Tempo geht der Bau der Nord-Süd-Magistrale in der rumänischen Hauptstadt voran. In der Nähe des Boulevards Mărăşeşti schießen wie Pilze neue Wohnblocks, errichtet im modernen etagenhohen Großplattenmontagebau, empor. Von den rumänischen Bauherren, von den Monteuren der staatlichen Bauindustrie können die Verantwortlichen unseres Bauwesens lernen, wie man auch an repräsentativen Stellen unserer Großstädte in industrieller Bauweise wesentlich schneller und billiger bauen kann.

Moskau: 100 Rubel sind ab 1. Januar gleich 10 Rubel. Eine „Riesenschlacht" schlägt zur Zeit ein ganzes Heer von Angestellten, ausgerüstet mit modernen Zählmaschinen, gegen Millionen Münzen und Geldscheine. Das ist eine Auswirkung des Beschlusses der Sowjetregierung, den Goldgehalt des Rubels und seinen Kurs gegenüber ausländischen Währungen zu erhöhen. Gleichzeitig werden auch die Preise aller Waren im gleichen Verhältnis gesenkt, so daß den sowjetischen Werktätigen keinerlei Verluste erwachsen. Die Stabilität der sowjetischen Währung ist Ausdruck der sozialistischen Planwirtschaft. *Fotos: Zentralbild (3), ČTK, Agerpress, Niebuhr, Bernd (3), „Sowjetunion heute"*

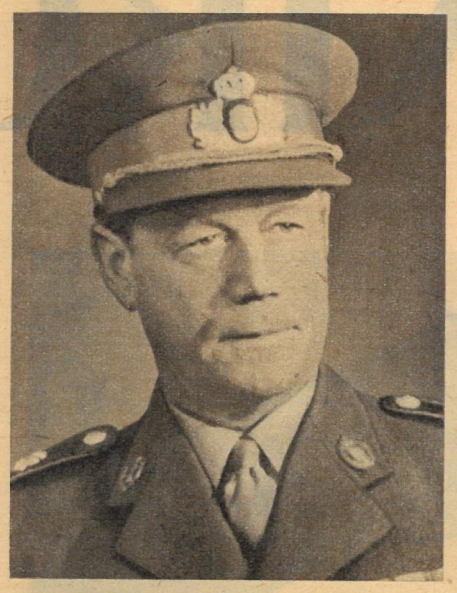


Raciborz: Hochdruckkessel für die Energiebetriebe und Öfen für Zementwerke, Giganten im wahrsten Sinne des Wortes, produziert die bekannte polnische Kesselfabrik. Etwa dreißig Prozent der Erzeugnisse werden exportiert — unter anderem in die DDR, die UdSSR, nach Volkschina, Ceylon und in die Türkei. Das ist ein Beispiel, wie erfolgreich in Polen eine hochentwickelte Industrie aufgebaut wird.



Prag: Kometenentdecker wird Antonin Mrkos, Astronom und Meteorologe in den Bergen der Hohen Tatra im Observatorium auf der Lomnitzer Spitze (2637 Meter), genannt. Seit 1948 entdeckte er fünfzehn Kometen, davon drei nach seiner wissenschaftlichen Voraussage. A. Mrkos gehörte 1957/58 zur sowjetischen Antarktisexpedition.

Aue: 2:0 und „Abonnement". Prächtig schlug sich der Sportclub Wismut Karl-Marx-Stadt im Europacup-Spiel gegen Österreichs Meister Rapid Wien. Damit polierte der deutsche Meister des Jahres 1959 den etwas ramponierten Ruf des DDR-Fußballs auf. Dabei ist der Rekord des SC Wismut einmalig: Zum vierten Male wurde ein Entscheidungsspiel erzwungen! Wie Zink bei seinem vorzüglichen Fallrückzieher à la Piola (links) kämpften alle elf Spieler bis zum Umfallen. Linksaußen Zink (Nr. 7) war auch Vollstrecker des zweiten Tores (oben), sein Klubkamerad Bamberger umarmt ihn (unten); das fast Unmögliche war damit geschafft.



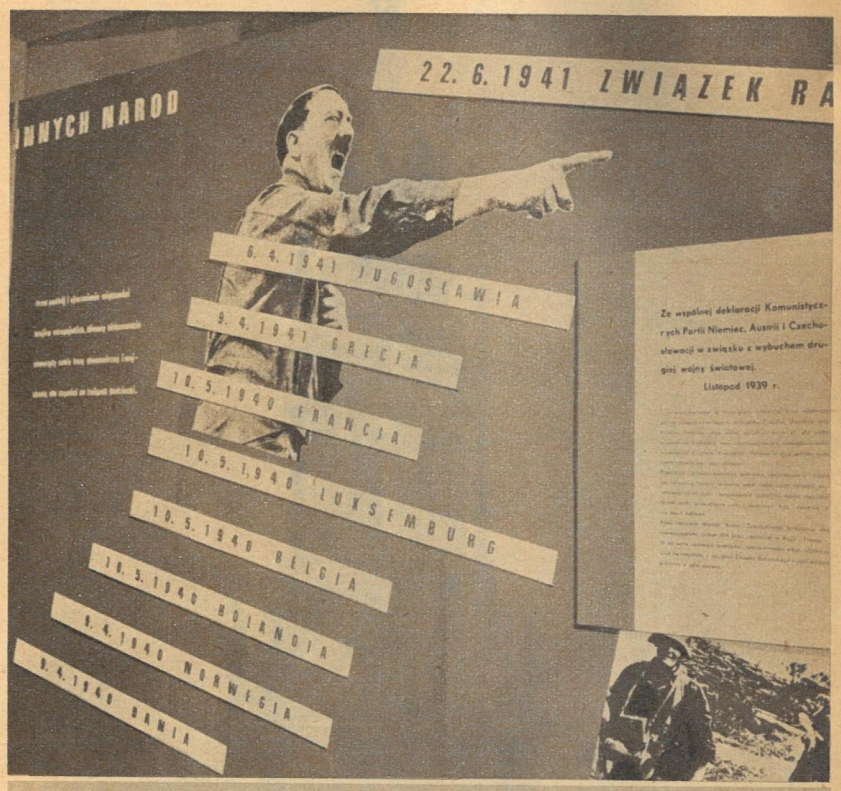
Kopenhagen: H. Christensen, General und Oberkommandierender der dänischen NATO-Truppen, lehnte es ab, seine Truppen der Kommandogewalt von Bonner Offizieren zu unterstellen. Er kämpfte früher gegen die faschistischen Okkupanten.

Kenia: Kenyattas muß frei sein! Schon acht Jahre wird der Führer der Befreiungsbewegung Kenias von den britischen Kolonialbehörden in Verbannung gehalten. Mit Nachdruck fordert die afrikanische Nationalunion von Kenia die Freilassung.

Wien: Neue Einfälle. ▷ Aus eleganten Mänteln werden Paletots, aus Paletots kurze Jacken — durch zwei unsichtbar eingearbeitete Reißverschlüsse. Auf diese Art werden die modischen Kostbarkeiten für alle Jahreszeiten gut verwendbar.

Moskau: Universität der Völkerfreundschaft

Über 500 Jugendliche vornehmlich aus unterentwickelten Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas erhielten die Möglichkeit, ein Studium aufzunehmen. Es lebt und lernt sich gut in der ehemaligen Militärakademie. Am Anfang gibt es noch Verständigungsschwierigkeiten, die Hände müssen „mitsprechen". Nach einem Jahr wird auch die russische Sprache, erlernt in der Vorbereitungsfakultät, keine Schwierigkeiten mehr bereiten. ▽



„Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!" sagt Brecht in seiner Kriegsfibel. Auch darauf hinzuweisen, ist Sinn und Zweck dieser Dokumente. Das Staatliche Museum Auschwitz wird zu dieser Ausstellung noch Filme, wie „Unternehmen Teutonenschwert", „Ernst Thälmann", und eine kleine Bibliothek erhalten. In den anderen sozialistischen Staaten werden zur Zeit ebenfalls Ausstellungen vorbereitet. *Fotos Friedemann / Text Rödel*

Flugblätter, Handzettel, Plakate und anderes mehr aus illegalen Druckereien legen Zeugnis ab von der Volksfront gegen Krieg und Faschismus.

Solange noch Kreaturen wie Globke und Oberländer den Bonner Staat repräsentieren, solange ist auch der Kampf der Antifaschisten nicht beendet.

Geschenk für Auschwitz

Im Auftrag des Ministeriums für Kultur entsteht eine Ausstellung, die im Frühjahr 1961 im Block III des ehemaligen Konzentrationslagers eröffnet werden soll. An Hand vieler Fotos, Grafiken und Originaldokumente wird die Entwicklung in Deutschland von 1933 an und der Widerstandskampf der Antifaschisten gezeigt. Der junge Künstler Krebs gestaltet eindrucksvolle Grafiken, wie die vom Widerstandskampf in den Konzentrationslagern. Ein großes Wandbild entsteht im Atelier von Prof. Heller.

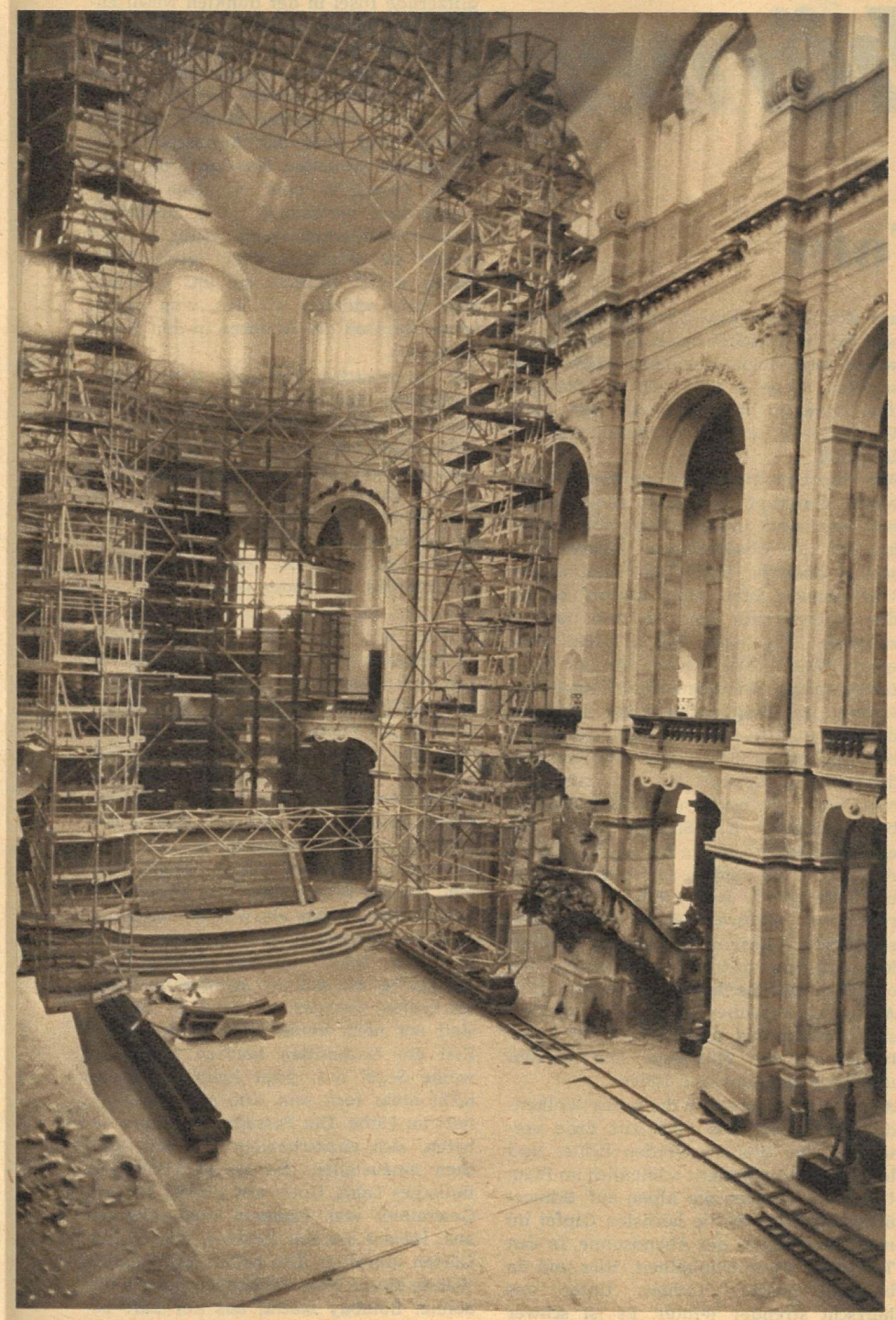
Im Krieg von Bomben zerstört, entsteht in unserem Friedensstaat in alter Schönheit die

KIRC

Unersetzliches Kulturgut wurde im Kriege vernichtet oder beschädigt. Aber in der DDR ist es das vornehmste Anliegen der Denkmalpflege, bei Wahrung moderner städtebaulicher Gesichtspunkte alle wertvollen alten Baudenkmäler ungeachtet von Mühe, Zeit und Kosten wieder in alter Schönheit erstehen zu lassen. Zu den zahlreichen Gebäuden, die das Institut für Denkmalpflege Dresden in seine Obhut genommen hat, gehört auch die Katholische Hofkirche, die noch kurz vor Kriegsende durch anglo-amerikanische Bomben schwer getroffen worden war. Von dieser Kirche, die nun schon seit mehr als zwei Jahrhunderten als eines der schönsten Bauwerke Europas gilt, standen 1945 nur noch die Umfassungsmauern; das Innere war ausgebrannt, das Dach eingestürzt (Foto oben) und die Fassade durch Bombenvolltreffer schwer beschädigt. Nachdem das äußere Bild der Kirche schon seit 1954 im wesentlichen wiederhergestellt ist, erfolgt jetzt der Innenausbau, dessen Schwierigkeiten das Foto des fast 33 Meter hohen Hauptschiffes (rechts) ahnen läßt. Nach dem Wiederaufbau der Hofkirche, der Gemäldegalerie und der Restaurierung der Fassade des Opernhauses hat der Dresdner Theaterplatz sein altes, vielgepriesenes Gesicht wiedererhalten. In würdiger Form — nicht wie in Westdeutschland zwischen Bankhochhäusern und supermodernen Betonklötzen eingeklemmt — werden unsere kulturhistorisch wertvollen Bauten in den Neuaufbau einbezogen, kommenden Generationen zur Freude.

Dieser Anblick ist ohne Zweifel weltberühmt. Mit Recht, denn nur wenige Städte in aller Welt bieten dem Beschauer eine solche Silhouette wie Dresden. Der Ausschnitt aus einem Gemälde Bernardo Belottos (genannt Canaletto) aus dem Jahre 1765 zeigt uns die schon damals hochgepriesenen Blickpunkte: den Strom, die Brücke, die Brühlsche Terrasse, links die Frauenkirche, rechts das Schloß, und davor, gewaltig am Elbübergang aufragend, die Katholische Hofkirche. Was mag sich der arme Bauer, der aus einem der kleinen Lausitzdörfchen zum Markt nach Dresden zog, gedacht haben, wenn er die Brücke überquert hatte und nun vor dieser riesigen Kirche stand, in der alle Häuser seines Dorfes mitsamt dem Dorfkirchlein bequem Platz hatten? Mußte er nicht in tiefster Ehrfurcht vor seinem Landesherrn erschauern, der sich eine so große Kirche leisten konnte? Aber auch weit gebildetere Leute, ja selbst auswärtige Fürstlichkeiten bestaunten das Bauwerk nach Gebühr, womit für den „Landesvater" der Zweck des Gebäudes bereits erreicht war. Um es gleich vorwegzunehmen: Der Gedanke zum Bau der Katholischen Hofkirche entsprang nicht so sehr religiösen als vielmehr repräsentativen und politischen Erwägungen! Noch im 17./18. Jahrhundert waren sich die sächsischen Christen wohl bewußt, Bürger des Mutterlandes der lutherischen Konfession zu sein, und darum gewaltig empört, als der sächsische Kurfürst Friedrich August I. („der Starke") 1697 zur katholischen Religion übertrat, weil das eine Bedingung zum Erwerb der polnischen Königskrone war. Erst sein Sohn Friedrich August II. — verheiratet mit einer österreichischen Kaiserstochter und Erzherzogin und ganz unter dem Einfluß seines ebenfalls katholischen Hof- und Staatsministers, Graf Brühl — begann (aus Angst vor dem Volkszorn vorerst ganz im geheimen) mit den Vorbereitungen zum Bau einer repräsentativen Hofkirche als weiterem sichtbaren Zeichen seiner Macht, die sich doch schon bedenklich dem Untergang näherte. (Die beiden Auguste haben bekanntlich durch ihre Macht- und Prunksucht Sachsen an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht.)

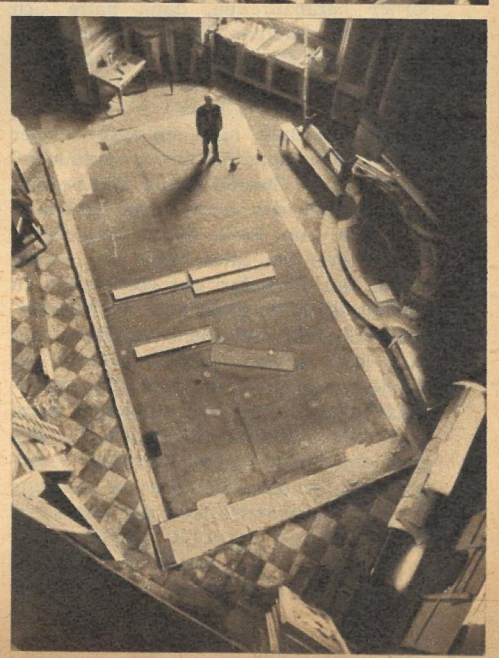
che am Strom



Aus verschiedenen Entwürfen wurde der des Italieners Gaëtano Chiaveri ausgewählt, und im Sommer 1739 begann der Bau, der nach vielerlei Schwierigkeiten 1755 vollendet wurde. In dieser Zeit hatten die Italiener (Chiaveri hatte auch Bauarbeiter aus seiner Heimat geholt) ein Meisterwerk römischen Barocks geschaffen, das durch seine vollendete Schönheit viel zum Ruhme der Stadt beiträgt. Zwei mit der Kirche verknüpfte Kuriositäten sollen noch erwähnt werden: Zum ersten erwies sich nämlich das evangelische Oberkonsistorium stärker als sein katholischer König und gestattete keinerlei religiöse Zeremonien außerhalb der Kirche, selbst die Fronleichnams-Prozession mußte in einem eigens dafür gebauten Gang rund um das Hauptschiff stattfinden. Außerdem war den Katholiken lange Zeit hindurch das Glockengeläut verboten. Zum anderen aber ist die katholische Kirche bis heute nur Benutzer, nicht aber Besitzer dieses herrlichen Kirchenbaues. Dieser war nämlich bis zum Jahre 1918 Privateigentum (!) der sächsischen Könige und fiel bei deren Enteignung an den Staat. Heute ist das Gebäude Volkseigentum und wird — wie alle kulturhistorisch wertvollen Bauten — unter der Leitung des Dresdner Instituts für Denkmalpflege originalgetreu wiederaufgebaut, nachdem ihm am 13. Februar 1945 durch amerikanische Bomber mit Wissen, Einverständnis und Segen des US-Kardinals Spellman schwerste Schäden zugefügt worden waren.

Im Atelier des Bildhauers Albert Braun entstehen neben zahlreichen Figuren des Zwingers auch die Heiligenstandbilder der Hofkirche neu. 78 Statuen (59 davon auf den Balustraden der Dächer), jede dreieinhalb Meter hoch, schmücken die Kirche; die meisten waren zerstört oder beschädigt. Ihre Restaurierung ist deshalb besonders kompliziert, weil sie oft nur nach drei oder vier alten Fotos erfolgen muß, die die plastische Gestaltung nur sehr unvollkommen wiedergeben.
Fotos: Eberhard Buschmann, Archiv (2) / Text: H. Becker

Im Prozessionsumgang, der das ganze Hauptschiff umzieht und mit diesem restauriert wird, mußten die Dresdner Katholiken ihre Prozessionen durchführen. Erst unser Staat, dessen Verfassung allen Bürgern die ungehinderte Religionsausübung garantiert, erlaubt die Durchführung der Fronleichnams-Prozession im Freien. Über dem Prozessionsgang liegt ein zweiter, in dem sich früher besondere Logen für den Hofstaat befanden, die aber nicht wieder eingebaut werden.



Im Institut für Denkmalpflege wird auch an der Restaurierung des Altarbildes für den Hochaltar (darstellend „Die Himmelfahrt Christi", gemalt in Rom von Raphael Mengs) gearbeitet. Der Restaurator Ernst Baumann hat den gewaltigen Eichenholzrahmen in seine Obhut genommen (oben), der teilweise ergänzt und neu vergoldet werden muß. Gleichzeitig arbeitet der Gemälderestaurator des Instituts, Alfred Heese, an der Beseitigung einiger kleinerer Schäden an dem riesigen Bild (rechts), das mit mehr als neun Meter Höhe und viereinhalb Meter Breite als eines der größten Gemälde der Welt gilt. Um es überhaupt auslegen zu können, mußte in einer Seitenkapelle der Kirche ein besonderer Estrich gegossen werden.

Ursula Ullrich und Dr. Wolfgang Ullrich

Im Dschungel der Panzernashörner

Vorabdruck aus dem Neumann-Verlag, Radebeul bei Dresden

Reisegrund: ein Foto

Der Anteil des Panzernashorns an der Sage vom Einhorn war mir bekannt, als wir die Vorbereitungen für unsere Reise nach Indien in den Dschungel der Panzernashörner trafen. Über das Panzernashorn selbst, über seine Biologie, seine Lebensweise aber konnte ich, so sehr ich mich auch bemühte, nichts erfahren. Wohl hatte vor dreißig Jahren Bengt Berg versucht, die Panzernashörner in den Elefantengrasdschungeln Bengalens zu belauschen. Es war ihm auch gelungen, ausgezeichnete Blitzlichtaufnahmen von diesen Riesen zu erhalten, aber über ihre Lebensweise konnte er fast nichts aussagen, denn er begegnete ihnen nur selten im hohen Gras, durch das tunnelartig ihre Wechsel führten. Sein Bericht über die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, um die scheuen Tiere aufzustöbern, war nicht ermutigend, und ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, nach Indien zu reisen, um die Biologie der Panzernashörner zu erforschen, wenn mich nicht ein Mitarbeiter der Handelsvertretung der Deutschen Demokratischen Republik von Kalkutta besucht und mir im Verlauf des Gesprächs eine Fotografie vorgelegt hätte, die mich in wenigen Minuten zu dem festen Entschluß kommen ließ, sobald als möglich nach Assam, in die Heimat der letzten Panzernashörner, zu reisen.

Auf dieser Fotografie war nämlich ein Panzernashorn zu sehen, das fast das ganze Bild ausfüllte. Ich fragte, welche Brennweite das Teleobjektiv hatte, das für diese Aufnahme verwendet wurde, und erhielt die überraschende Antwort: „Ich besitze kein Teleobjektiv. Die Aufnahme habe ich mit dem Standardobjektiv gemacht."

„Mit dem Fünfzig-Millimeter-Tessar? Dann können Sie doch höchstens fünf Meter von dem Nashorn entfernt gewesen sein."

Der Mann nickte. „Viel weiter entfernt war das Tier nicht. Aber wir saßen doch auf einem Reitelefanten."

Ich schaute mir noch einmal das Farbdia an. Eine Vergrößerung konnte es nicht sein. Wenn es aber möglich ist, mit Reitelefanten auf fünf Meter an Panzernashörner heranzureiten, dann hätte sich doch in den letzten Jahren und Jahrzehnten bestimmt ein Zoologe oder wenigstens ein abenteuerlicher Journalist für diese Tiere interessiert. Warum war seit dreißig Jahren kein Buch, nicht ein ausführlicher Bericht über Panzernashörner erschienen? Ich schlug die Zweifel nieder und begann ein Gespräch, das wohl einem Kreuzverhör glich. Am Ende dieses Gespräches aber wußte ich alles, was ich wissen mußte, um die Safari gut vorbereiten zu können. Ich hatte sogar noch das Versprechen erhalten, daß mein Vorhaben mit allen Mitteln von den Mitarbeitern der Handelsvertretung in Kalkutta unterstützt würde, und war außerdem herzlichst nach Kalkutta eingeladen. Als sich mein ohnehin gerngesehener Gast verabschiedete, er hatte nämlich im Auftrage aller Handelsvertretungen der Deutschen Demokratischen Republik in Indien unserem Dresdner Zoo wertvolle Tiere geschenkt, war er mir noch viel lieber geworden. Ich hatte das sichere Gefühl, daß wir uns schon bald in Kalkutta wiedersehen würden. Außerdem bestärkten mich sein Interesse, das er unseren Zootieren entgegenbrachte, und seine ausgezeichneten Beobachtungen, die er auf dem zweitägigen Ritt durch das Panzernashornreservat gemacht hatte, in der Annahme, daß es ihm mit der Unterstützung, die er meiner Forschungsreise geben wollte, ernst war.

Vielleicht mutet es seltsam an, wenn ein Zoologe sich in wenigen Minuten für eine Reise nach Indien entscheidet, nur weil ihm die Aufnahme eines Panzernashorns vorgelegt wurde. Aber so unbegründet war meine Begeisterung nicht. Ich stand mitten in den Vorbereitungen für eine dritte Afrikareise. Das Ziel dieser Reise war, meine Beobachtungen über die Biologie der Guerezaaffen, die ich auf meinen ersten beiden Reisen in Afrika gemacht hatte, an Meerkatzen und Pavianen fortzusetzen, um Vergleichsmöglichkeiten zu gewinnen. Außerdem wollte ich Feststellungen über das Leben der afrikanischen Spitzmaulnashörner in freier Wildbahn treffen.

Indien beherbergt zwar keine Paviane und Meerkatzen, dafür aber Languraffen, nahe Verwandte der Guerezas, die auch zur Familie der Colobusaffen gehören. In Assam sind sogar Gibbons zu finden, und im Süden leben die Bartaffen.

Aufklärung über die Biologie der Panzernashörner zu schaffen, schien mir außerdem dringlicher zu sein, als mich um die Spitzmaulnashörner zu kümmern, deren Bestand vorläufig nicht gefährdet ist, während von den Panzernashörnern nur noch eine kleine Anzahl lebt. Und schließlich hoffte ich, in Indien auch Verbindungen mit Tierfängern anknüpfen zu können, die es uns ermöglichen würden, Tiere aus Indien für unsere zoologischen Gärten zu beziehen. Von einem solchen Kontakt versprach ich mir sehr viel, denn bei den guten Handelsbeziehungen, die zwischen Indien und der Deutschen Demokratischen Republik bestehen, wäre es sicherlich möglich, im Handelsvertrag auch die Lieferung von Zootieren mit vorzusehen.

Zwei Monate später kam die Nachricht vom indischen Konsulat: „Ihre Visaanträge sind genehmigt und können abgeholt werden."

Mit Filmen, Kameras und Teleobjektiven bepackt, traten wir unsere Reise nach Indien an. In meine anfänglich unerschütterliche Zuversicht hatten sich jedoch inzwischen Zweifel eingeschlichen: War die Aufnahme, die unser Freund von der Handelsvertretung gemacht hatte, vielleicht ein Zufallstreffer? Hatte er außergewöhnliches Glück gehabt auf seinem kurzen Ritt durch das Reservat? Wird es uns gelingen, die gestellte Aufgabe zu lösen? Und immer wieder tauchte die Frage auf: Warum hat sich noch niemand vor mir für die Panzernashörner interessiert, wenn es keine erheblichen Schwierigkeiten macht, sie aufzustöbern? Diese Zweifel wurden immer lauter und ließen mich nicht los, bis wir in Assam waren. Neben mir saß Ursula, meine Frau, als sich das Flugzeug der Air India über Prag erhob und Kurs auf Rom–Damaskus–Bombay nahm. Ich will ihr die Reisebeschreibung überlassen, werde mich aber unbemerkt wieder einschalten, wenn es gilt, aus der Biologie der Tiere zu berichten, die wir viele Wochen lang in Assams Dschungeln belauschten.–

Wir fliegen! Prag, die goldene Stadt, bleibt in stumpfem, grauem Dunst hinter uns. Das rauhe, unfreundliche Märzwetter hat uns den Abschied von Europa nicht schwer gemacht. Leicht schaukelt unsere viermotorige „Super-Constellation", bis sie die Wolkendecke passiert und nun in ruhigem Flug nach Süden zieht. Zum ersten Male fliegen wir mit der „Air India International". Die Mannschaft besteht aus Indern. Der Flugkapitän trägt statt der üblichen runden Schirmmütze einen Turban aus blauer Seide. Sein breites, ausdrucksvolles Gesicht mit der schmalen Nase wird von einem schwarzen Backenbart umrahmt. Die Stewardeß ist eine exotische Schönheit. Sie hat große, dunkle Augen, die von langen seidigen Wimpern beschattet sind, volle, gutgeformte Lippen, eine zierliche Nase und langes, schwarzes, glänzendes Haar. In Tüchtigkeit und Umsicht kann sie sich mit ihren europäischen Kolleginnen messen. Ihre Anmut ist bezaubernd. Lächelnd serviert sie Getränke und verteilt illustrierte Zeitungen an die Fluggäste. Die meisten unserer Passagiere sind Inder.

Allmählich zerteilt sich die graue Wolkendecke, die uns den Blick zur Erde verwehrte. Die Wolken werden lichter und leichter und zerflattern schließlich im Blau. Unter uns tauchen die Alpen auf. Schneeüberpudert liegen die höchsten Gipfel im rotgoldnen Glanz der Abendsonne. In den Tälern ist schon Dunkelheit. Hier und da blinken einsame Lichter. Unter uns herrscht strenger Winter. Es ist schwer vorstellbar, daß wir uns in einundzwanzig Stunden im heißen Frühling der Tropen befinden werden.

Das Abendessen wird serviert. Wolfgang sagt, es schmecke köstlich. Leider kann ich ihm nicht beipflichten. Ich habe weder Hunger noch Appetit, bin viel zu aufgeregt, um am Essen Freude haben zu können. Zu viele Fragen plagen mich. Werden wir das Klima vertragen? Wird es uns gelingen, Panzernashörner und Affen zu beobachten? Werden unsere Schulkenntnisse in der englischen Sprache ausreichen, uns verständlich machen zu können? Wolfgang beobachtet mich. Er lächelt, als er mich im Essen herumstochern sieht. Plagt ihn das Reisefieber nicht? Er ist so ruhig, daß auch bei mir allmählich die Sicherheit wiederkehrt.

In Rom landen wir zum ersten Male. Die Stadt bietet aus der Flugzeugperspektive ein ungewöhnlich buntes Bild. Häuser und Straßen sind hell erleuchtet. Farbenfrohe Leuchtreklame erzwingt sich Aufmerksamkeit, ein blitzendes Gefunkel! Tiefer fliegt die Maschine. Bald schon treten die Häuser deutlich hervor. Autos ziehen in dichter Folge durch die Straßen. Schon sind ihre roten Rücklichter zu erkennen. Das Flugzeug setzt zur Landung an. Immer näher rücken die Markierungslampen der Rollbahn. Ein leichter Schlag erschüttert die Maschine. Sie rollt aus und wird vom Bodenpersonal des Flughafens mit Winkzeichen an ihren Platz gewiesen. Dreißig Minuten Aufenthalt hat unser Flugzeug. Neuer Treibstoff wird in die Tragflächentanks gefüllt. Gepäck wird entladen und anderes eingeladen. Einige Passagiere verlassen uns in Rom. Neue steigen zu. Jeder große Flughafen zeigt ein Gewimmel wie ein Ameisenhaufen. Aber wie bei den Ameisen ist auch hier das geschäftige Treiben wohlorganisiert.

Eine Stimme im Lautsprecher ruft uns zur Maschine. Wir verlassen Rom, das als glitzernde Insel in der dunklen Nacht zurückbleibt und schließlich ganz entschwindet. Ruhig zieht das Flugzeug in dreitausend Meter Höhe seine Bahn. Kurz nach Mitternacht werden wir in Damaskus landen, der letzten Station vor dem großen Flug über das Arabische Meer. Mit einem schnellen Handgriff läßt sich unser Sessel in eine bequeme Schlafgelegenheit verwandeln. Die Stewardeß verteilt Wolldecken an die Passagiere und breitet sie behutsam über unsere Knie. „Sleep well!" wünscht sie uns lächelnd, und bald schlafen wir ein, vom monotonen Brausen der Motoren in den Schlaf gesungen.

Als wir erwachen, befinden wir uns über Damaskus. Der Mond spiegelt sich auf den Tragflächen unserer Maschine. Als ein gelbweißer Feuerstrahl fauchen die Abgase aus dem Auspuffrohr hinter den Propellern. Ein leichtes Zittern geht durch den Rumpf des Flugzeuges. Das Fahrgestell wird ausgeklappt. Die Bordscheinwerfer greifen in die Nacht und suchen das Rollfeld. Die Räder setzen auf.

Wir sind im Orient! Es regnet. Schnell laufen wir über den naßglänzenden Asphalt zum Transit-Warteraum. Wir trinken eine Tasse starken türkischen Kaffee und starten nach kurzer Ruhepause mit einer neuen Mannschaft zum Nonstopflug über das weite Meer nach Bombay. Der Steward, ein gutaussehender gepflegter Inder, demonstriert die Handhabung der Schwimmweste. Ich hoffe sehr, daß wir sie niemals benutzen müssen. Als ich nach kurzem, unruhigem Schlaf wieder aus dem Fenster schaue, liegt das Meer unter uns. Wasser, nichts als Wasser von Horizont zu Horizont! Eintönig, grau und glatt. Kein Schiff zeigt sich auf der dunklen Fläche. Als sich der Morgen im Osten als breites orangerotes Band ankündigt, sind wir noch immer über dem Wasser. Erst am Nachmittag tauchen unter uns weiße Segel auf. Jetzt kann die Küste nicht mehr fern sein. Die Maschine verliert an Höhe. Die Passagiere werden gebeten, sich anzuschnallen und das Rauchen einzustellen. Da taucht Land auf, indisches Land. Unter uns breitet sich ein Gewimmel von Tümpeln und Dämmen aus. Häuser werden sichtbar, von bunten Gärten umrahmt. Die hellen, strahlenden Wände dieser Wohnpaläste leuchten in der Sonne. Bombay macht, aus der Luft betrachtet, einen wohlhabenden Eindruck. Nicht weit davon entfernt ist ein Dorf. Niedrige, halbverfallene Hütten, die sich eng aneinandergedrängt um einen Tümpel scharen. Die Maschine setzt auf. Wir haben Indien erreicht. Aufatmend erheben wir uns, nehmen unser Kabinengepäck und streben zum Ausstieg; doch die Stewardeß schickt uns entschuldigend lächelnd zum Platz zurück. Erst muß der Gesundheitshelfer seine Pflicht tun. Er betritt das Flugzeug. In der Hand trägt er eine große Zerstäuberspritze, die er mit sichtlicher Freude betätigt. Der feinen Düse entströmen unangenehm duftende Nebelschwaden, die über die Köpfe der Passagiere geblasen werden. Der gute Mann arbeitet so gewissenhaft, daß bald das ganze Flugzeug nach dem Insektenbekämpfungsmittel riecht. Der scharfe Geruch steigt prickelnd in die Nase. Die Stewardeß öffnet die Tür. Wir dürfen aussteigen.

Zum ersten Male betreten wir indisches Land, eine neue Welt, die für vier Monate unsere Heimat sein wird. Krähen lärmen aufdringlich. Sie bevölkern die sonnenverbrannten Wiesen, die das Rollfeld umgeben, und sitzen scharenweise in den Zweigen der Bäume. Plump und schwerfällig hocken sie in der heißen Sonne.

Eine zierliche Inderin in himbeerfarbenem

Sari stellt sich uns in fließendem Deutsch als Angestellte der Air India vor und hilft uns bei der Erfüllung aller notwendigen Formalitäten. Ein wirklich vorbildlicher Kundendienst der indischen Luftfahrtgesellschaft! Wir gehen zur Zollabfertigung. Ein Weg, bei dem uns das Herz schwer wird, obgleich wir ein reines Gewissen haben. Wir führen vier Fotoapparate mit der entsprechenden Zahl Teleobjektive und einige hundert Filme bei uns. Es ist schwierig, einem Zollbeamten glaubhaft zu machen, daß das alles für unseren persönlichen Bedarf notwendig ist. Aber wider Erwarten ist der Zöllner gar nicht mißtrauisch. Er bittet uns freundlich, ihm die Kameras zu zeigen, hört sich mit großer Geduld an, was wir damit vorhaben, läßt sich von Panzernashörnern, Affen, Büffeln, Tigern und Elefanten erzählen und verlangt – keinen Zoll. Als wir mit dem Kreidestrich als Abfertigungszeichen an den Koffern den Schalter verlassen wollen, ruft er uns noch einmal zurück.

„Sie treffen doch im Inneren des Landes mit einer Expedition zusammen, nicht wahr?"

„Nein", antwortet Wolfgang lächelnd, „wir reisen allein!"

„Aber es ist gefährlich, in den Dschungel zu gehen, wo der Tiger ist, noch dazu mit einer Frau. Wo haben Sie Ihre Waffen?" fragt der Inder.

„Wir haben keine Waffen", entgegnet Wolfgang, „wir haben nur unsere Kameras, und mit denen hoffen wir auszukommen."

Der Zöllner schüttelt den Kopf, schaut uns von oben bis unten an und seufzt. Er hält uns anscheinend für nicht ganz zurechnungsfähig.

In vier Stunden startet unsere Maschine nach Delhi. Wir verbringen die Wartezeit auf dem Flughafen. Es ist heiß. Ein halbes Dutzend großer Ventilatoren über unseren Köpfen erzeugen einen lauen Wind, der uns angenehm über das Gesicht bläst und in den Frisuren wühlt. Gestern konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich einen Tag später im heißen Indien sein werde. Jetzt fällt es mir bereits schwer, zu glauben, daß ich noch gestern Pragerinnen sah, die sich fröstelnd in ihre Pelzmäntel kuschelten.

Träge verrinnt die lange Wartezeit. Endlich wird unser Flugzeug aufgerufen. Wir fliegen zum Meer zurück, der im Dunst versinkenden Sonne entgegen. Über dem Meer wendet die Maschine. In steiler Kurve kehrt sie sich wieder dem Festland zu, überfliegt die Stadt und nimmt Kurs auf Delhi. Wolfgang hat die ersten Eintragungen in sein Tagebuch gemacht. Er schläft. Ich lese:

„Was den Dienst am Fluggast anbelangt, kann die Air India wohl ohne Befürchtungen jede andere Luftfahrtgesellschaft zum Wettstreit herausfordern, und wenn es um die Schönheit und den Liebreiz der Stewardessen ginge, wäre sie wohl allen weit voran. Fände ich nicht den Rummel um die Schönheitskönigin lächerlich und der Frau unwürdig, schlüge ich unsere kleine Stewardeß als Kandidatin vor. Ich bin überzeugt, sie würde Siegerin. Ihr schwarzes gewelltes Haar war kaum schwärzer als ihre Augen. Der samtige Glanz ihrer Haut erinnerte an die Farbe von Kakaopulver, das über die Haut einer blassen Europäerin gepustet wurde, und wenn sie, wie immer, lächelnd uns bediente, dann wurde zwischen den großen, aber wohlgeformten Lippen eine Reihe weißer Zähne sichtbar, um die sie jeder beneiden muß.

Ein derartiges Foto von einem Panzernashorn veranlaßte Dr. Wolfgang Ullrich zur Forschungsreise nach Assam in die Heimat der letzten Tiere dieser Art.

Eigentlich sollte ich mich der blumenreichen Sprache der Chinesen bedienen, um alle ihre Vorzüge zu schildern, aber leider beherrsche ich diese Kunst nicht und will deshalb nur abschließend sagen, daß ihr Näschen keck, vielleicht auch fürwitzig genannt werden kann und ihre Stimme – jetzt erinnere ich mich eines chinesischen Ausdruckes – dem Gesang einer Nachtigall glich. Da aber die Inderin, die uns auf dem Flughafen in Bombay empfing, ebenfalls auffallend schön war, bin ich geneigt, anzunehmen, daß Indien überhaupt besonders schöne Frauen besitzt, und das allein ist der Anlaß, mein Glas mit eisgekühlter Zitronenlimonade auf das Wohl Indiens, dessen Boden wir eben betreten haben, zu leeren."

Gegen zweiundzwanzig Uhr erreichen wir die Hauptstadt der neuen indischen Republik. Im Flughafengebäude herrscht ein buntes Treiben. Menschen aller Hautfarben und Nationen hasten aneinander vorüber: Japaner, Amerikaner, Chinesen, Afrikaner, Engländer, Deutsche und natürlich Inder. In diesem Gewimmel den Mitarbeiter der Handelsvertretung der Deutschen Demokratischen Republik in Neu-Delhi zu entdecken, der uns vom Flughafen abholen soll, ist schwierig, besonders wenn man ihn gar nicht kennt. So suchen wir aus der Zahl der Europäer, die sich im Gedränge an uns vorüberschieben, den heraus, der am meisten wie ein „Deutscher" aussieht, und wir haben Glück. Als wir in unserem kümmerlichen Schulenglisch versuchen, uns verständlich zu machen, unterbricht er uns lächelnd, streckt uns die Hand entgegen und wünscht ein herzliches Willkommen. Erleichtert folgen wir ihm zum Wagen, der von einem Inder in weißem Turban gesteuert wird. Wir lassen uns in die weichen Polster fallen und versuchen, vom fahrenden Auto aus so viel als möglich zu erspähen. Im Lichtkegel des Scheinwerfers tauchen auf den nächtlichen Straßen Gestalten auf: Eine Frau mit einem kleinen Kind auf der Hüfte, ein Mann, der ein Bündel Zuckerrohr auf dem Kopf trägt, ein kleiner Hund, der mitten auf der Straße schläft und kläffend in der Nacht untertaucht, als wir uns ihm nähern, ein Ochsengespann, das uns müde entgegenstapft.

Der Kutscher hockt zusammengesunken auf dem zweirädrigen Karren. Anscheinend ist er eingeschlafen. Die weißen Zebus, deren Augen im Scheinwerferlicht leuchten, kennen ihren Weg. Wir kommen in die Stadt. Die Scheinwerfer gleiten über breite Asphaltstraßen. Moderne Geschäftshäuser, Hotels und Cafés tauchen am Straßenrand auf. Der Autoverkehr kann sich mit dem jeder europäischen Großstadt messen.

In einem großen Luxushotel werden wir abgesetzt. Gepäckträger springen herbei, nehmen uns die Koffer ab, holen den Schlüssel vom Portier und führen uns zu unserem Zimmer. Fünf Dienstboten sind es, die unser Gepäck tragen und die nach schnell getaner Arbeit nicht aus dem Zimmer gehen, sondern vor der Tür stehenbleiben und mit diskret vorgestreckter Rechten auf ihren Bakschisch warten. Endlich sind wir allein. Das Hotelzimmer ist ein komfortables Appartement. Ein modernes Badezimmer gehört dazu, ein Ankleidezimmer mit Garderobe, eine gemütliche Klubecke mit großem Schreibtisch und Telefon, breite, bequeme, schaumgummigepolsterte Betten. Sie üben eine einschläfernde Anziehungskraft aus. Nach einer so langen Reise sehnt man sich nach Schlaf. Der Mond scheint uns ins Gesicht. Er stört uns nicht, auch nicht die Unterhaltung der Boys unter unserem Fenster; fremdartige Laute, die uns noch im Einschlafen die beruhigende Gewißheit geben, daß wir in Indien sind.

Am nächsten Tage besuchen wir den Zoo von Neu-Delhi. Er befindet sich noch im Bau und soll der schönste und modernste Zoo Indiens werden. Hagenbeck und Professor Dathe, der Direktor des Tierparkes Friedrichsfelde, haben für dieses Projekt Baupläne zur Verfügung gestellt. Mister Bashketi, der Zoodirektor, empfängt uns freundlich. Er ist vor wenigen Tagen von einer Schneemenschen-Expedition zurückgekehrt und hat den Gipsabdruck einer Fährte des sagenhaften Yeti mitgebracht, die von der Expedition in den Bergen des Himalaja entdeckt worden war. Der Abguß zeigt einen kleinen, aber sehr breiten Fuß. Die Ferse ist wenig ausgeprägt, und eine Fußwölbung fehlt. Aber der Fuß, der in den Bergen Nepals diese Spur hinterließ, hatte nur vier Zehen.

„Das ist der typische Fuß eines Berggorillas, wie ihn Carl E. Akeley in seinem Buch ‚Im hellsten Afrika' abgebildet hat", sagt Wolfgang und betrachtet aufmerksam den Gipsausguß in seiner Hand. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich auf unserer Indienreise auch auf den Schneemenschen stoßen würde, am wenigsten im Zoologischen Garten von Delhi. Es ist ein eigentümliches Gefühl, den Fußabdruck eines so umstrittenen Lebewesens in den Händen halten zu dürfen. Ähnliches empfand ich, als ich mein erstes lebendes Okapi im Zoo von Kopenhagen sah."

Vorsichtig, als sei es die größte Kostbarkeit, die es auf dieser Erde gibt, legt Wolfgang den Gipsabdruck auf den Schreibtisch zurück.

„Die große Zehe steht verhältnismäßig dicht neben den anderen Zehen. Der Greiffuß eines häufig kletternden Affen oder Menschenaffen ist das nicht. Aber auch die Zeichnung des in den meisten Büchern über die Abstammung des Menschen abgebildeten Berggorillafußes wird mit Recht in letzter Zeit angezweifelt. Sie ist offensichtlich nach einem geschossenen Tier hergestellt worden, dem man die nach innen geknickte große Zehe ausgestreckt hat. Damit aber wird der Fuß viel menschlicher als er eigentlich ist. Es könnte auch sein, daß diese Zeichnung nach einem in Gefangenschaft gehaltenen Berggorilla angefertigt wurde. Nicht selten sind sogar die Füße der Orang-Utans, die längere Zeit in zoologischen Gärten gelebt haben, durch das ungewohnte häufige Laufen auf ebenem Boden wesentlich umgestaltet. Wie dem auch sei, dieser Schneemenschenfuß ähnelt, bis auf die fehlende Zehe, vollkommen diesem Berggorillafuß mit der ausgestreckten Zehe, dessen Form ich für ungewöhnlich halte. Das beweist auch die Aufnahme von Akeley, die eine eingeknickte große Zehe zeigt, wie sie auch vom Tieflandgorilla getragen wird."

Den Schneemenschen selbst hat die Expedition nicht entdecken können. Den Berichten der Bewohner dieser einsamen Bergtäler zufolge, nach deren Sprache Yeti nicht Schneemensch, sondern Felsentier bedeutet, aber auch Menschtier genannt wird, soll sich dieses geheimnisvolle

Fortsetzung Seite 16

Wolcrylon ist unverwüstlich

„Schaf in der Retorte"
ges. gesch. Warenzeichen für Ober- und Untertrikotagen
aus Wolcrylon

DEWAG DRESDEN

Steckenpferd

Lilienmilchseife

ein Begriff für jeden!

Ihre Beliebtheit sichern:
Hochwertige Fettrohstoffe
aus dem In- und Ausland.
Hautpflegende,
auf neuester Entwicklung
beruhende Zusätze.
Eine gleichbleibende,
einmalige Duftnote.

»Steckenpferd-Lilienmilchseife«
bewirkt durch ihren
sahnigen Schaum eine porentiefe,
schonende Reinigung
der Haut.

VEB Steckenpferd · Seifen- und Kosmetikwerk
Radebeul 1

Frohes Fest wünscht

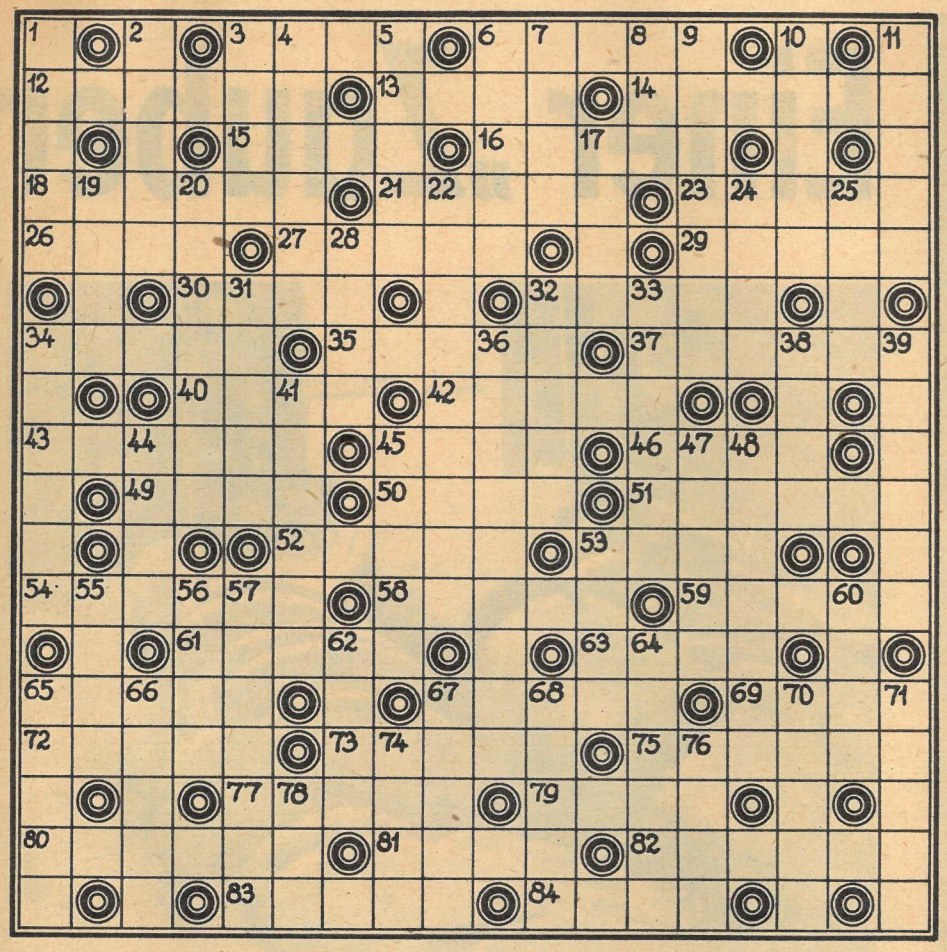
ALBERN
Kölnisch Wasser
EAUDE COLOGNE
Perlenta
LUXUS
Albern
LAVENDEL

BERLIN
Kosmetik
VEB KOSMADON · BERLIN N4

PLUMOL
make up
betont Ihren Typ

AUGENBRAUEN-STIFT
LIPPEN-KONTURENSTIFT
NAGELWEISS-STIFT
LIPPENPINSEL

Aslid
die
wohlige Wärme
Heizkissen und -teppiche aus dem
VEB KABELWERK ADLERSHOF



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. erzählende Versdichtung, 6. Maßeinteilung, 12. Haartracht, 13. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 14. Eingang, Eintritt, 15. Kummer, Schmerz, 16. Dorfwiese, 18. Stadt in der Bretagne, 21. italienische Geigenbauerfamilie, 23. Metall, 26. Ziffer, 27. Richterkollegium, 29. Nebenfluß der Rhône, 30. harzreiches Holz, 32. Schiffsführer im Hafen, 34. Singstimme, 35. Krankentransportgerät, 37. Bildhauerwerk, 40. Kopf, Spitze, 42. Teil der Kletterpflanze, 43. westfälische Stadt, 45. Feuerstelle, 46. jugoslawische Währungseinheit, 49. spanischer Frauenname, 50. Schluß, 51. Vollversammlung, 52. Bodenvertiefung, 53. Gesamtheit der Himmelskörper, 54. Hahnenfußgewächs, 58. Oper von Bellini, 59. Stockwerk, 61. Fruchteinbringung, 63. unteritalienische Stadt, 65. Hochgebirge in Mittelasien, 67. norwegischer Dramatiker, 69. Münze in den USA, 72. Strom in Frankreich, 73. eingedickter Saft, 75. Pädagoge, 77. Tierbehausung, 79. Staat in Vorderasien, 80. fortschrittlicher deutscher Lyriker, 81. Körperteil, 82. Jagdrevier, 83. Gefäß, 84. Lasttier.

Senkrecht: 1. Huftier, 2. Kernfrucht, 3. Nachtvogel, 4. Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, 5. nordostfranzösische Industriestadt, 6. Machtinstrument der jeweils herrschenden Klasse, 7. südostenglische Grafschaft, 8. dem Winde abgekehrte Seite, 9. Fahrt zum Urlaubsort, 10. kapitalistische Wirtschaftserscheinung, 11. Stadt im Land Nordrhein-Westfalen, 17. bargeldloser Zahlungsverkehr, 19. Laubbaum, 20. Rauschgift, 22. sowjetischer Pädagoge und Schriftsteller, 24. Berg bei Innsbruck, 25. Nachlaß, 28. Schwimmvogel, 31. weiblicher Vorname, 32. Körpergegend, 33. Aufgang, 34. Stadt in Albanien, 36. Kleiderablage, 38. Hochland in Vorderasien, 39. Verbrennungserscheinung, 41. Schweizer Kanton, 44. Nadelbaum, 45. weiblicher Vogel, 47. Nebenfluß der Weser, 48. Rübenwurzel, 53. Bienenzelle, 55. Gewichtsverlust, 56. Titelheld bei Shakespeare, 57. See in Nordamerika, 60. Zwang, Unbequemlichkeit, 62. altrömisches Obergewand, 64. Schmuckpflanzung, 65. Abwesenheitsnachweis, 66. Möbelstück, 67. Nebenfluß der Donau, 68. Strom in Frankreich, 70. männlicher Schwimmvogel, 71. Geburtsstadt von Karl Marx, 74. deutscher Strom, 76. Abscheu, 78. griechisch: drei.

SILBENRÄTSEL

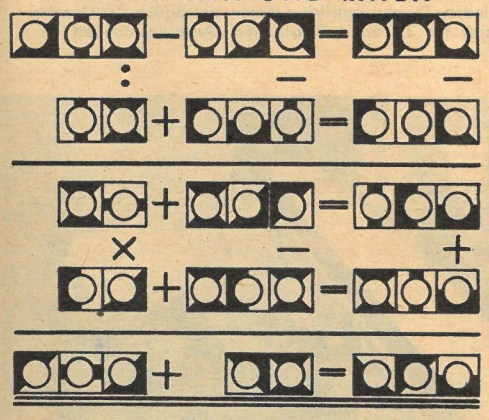
a a an ar as au ball bas ber ber bro bruck ca ce cho co cou de de deich der diz do du e e e e e er er fel ga ge ge gel gon half hei ho hy i i inns isth ka ket la le li liech ling lo lot lot mail mann mas mat mum mus na ne ne ne neun ni nie nig no non ob plet rez ri ri ri rie rie ro ru rung sa sa se se sel ser sper si stein stent ster stritt suv ta tai tas te ten ter ter ter ter the tho to tril u um va ve vech vel wer wi zin

Es sind fünfundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Anselm Feuerbach ergeben.

1. größtes Waldgebiet Osteuropas, 2. Zeitungsanzeige, 3. zwei französische Schriftsteller, Vater und Sohn, 4. Heidepflanze, 5. Hohlmaß, 6. Erzählung, 7. Insektenfresser, 8. deutscher Schriftsteller, Nationalpreisträger, 9. Trinkgefäß, 10. Glücksspiel, 11. Überzugmasse, 12. Stadt in Tirol, 13. Schlüssel zum Entziffern eines Textes, 14. Teil des Zaumzeuges, 15. französischer Arbeiterführer, 16. Hunderasse, 17. Quellnymphe, 18. Erfinder der Lithographie (1771—1834), 19. deutscher Dichter (1797—1856), 20. Gehilfe, Mitarbeiter, 21. Beleuchtungskörper, 22. Ballspiel, 23. niedersächsische Kreisstadt, 24. Tiefenmeßgerät, 25. Nebenfluß der Mosel, 26. englische Währung, 27. französischer Maler (1883—1955), 28. südspanische Hafenstadt, 29. Zwiebelgewächs, 30. spanischer Fluß, 31. aalähnlicher Fisch, 32. heißer Wüstenwind, 33. Landenge, 34. satirisches Strophenlied, 35. Insektenprodukt, 36. Raubvogel, 37. Sternwarte, 38. Vulkan, 39. feiner Spott, 40. Entgegnung, 41. westeuropäisches Fürstentum, 42. Oper von Verdi, 43. Wagenteil, 44. Edelgas, 45. Stadt an der Elbe.

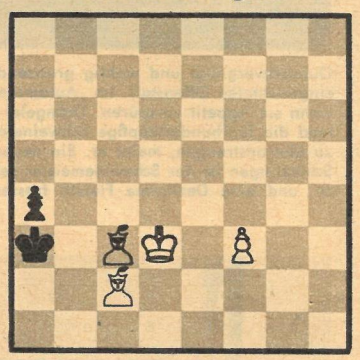
1. ..... 24. .....
2. ..... 25. .....
3. ..... 26. .....
4. ..... 27. .....
5. ..... 28. .....
6. ..... 29. .....
7. ..... 30. .....
8. ..... 31. .....
9. ..... 32. .....
10. ..... 33. .....
11. ..... 34. .....
12. ..... 35. .....
13. ..... 36. .....
14. ..... 37. .....
15. ..... 38. .....
16. ..... 39. .....
17. ..... 40. .....
18. ..... 41. .....
19. ..... 42. .....
20. ..... 43. .....
21. ..... 44. .....
22. ..... 45. .....
23. .....

RECHNEN UND RATEN



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die Kreisfelder der Figur eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen, wobei die Ergebnisreihe der ersten Aufgabe zugleich die Anfangsreihe der zweiten ist!

Matt in 5 Zügen



Diese kleine Zugzwangaufgabe verfaßte der achtzehnjährige Oberschüler Paul Ellrich, Stuttgart. Dr. Paul Tröger, Köln, schreibt dazu: Da sitzt man also mit den zwei Läufern und muß achtgeben, daß man den schwarzen König nicht patt setzt. Die Miniatur hat zwei ganz reizende Abspiele, deren Held der schwarze a-Bauer ist, weil er immer zur ungünstigsten Zeit ziehen muß. Also: 1. **Ld1**

A: 1. . . . **Ka2** 2. **Kc2 Ka3** 3. **Le2 Ka2** 4. **Lb2 a3** (Er muß!) 5. **Lc4 matt.**

B: 1. . . . **Ka2** 2. **Kc2 a3!** 3. **Kd2!** (Er macht höflich Platz.) **Kb1** 4. **Lb3 a2** (Er muß!) 5. **Lc2** matt.

Dr. Tröger meinte: „Ich wollte, ich hätte diese Stellung einmal gegen Unzicker. Ich würde ihn dann garantiert in fünf Zügen matt setzen. Das ‚Problem' hierbei ist nur: Wie kommt man gegen Unzicker zu zwei solchen Läufern?"

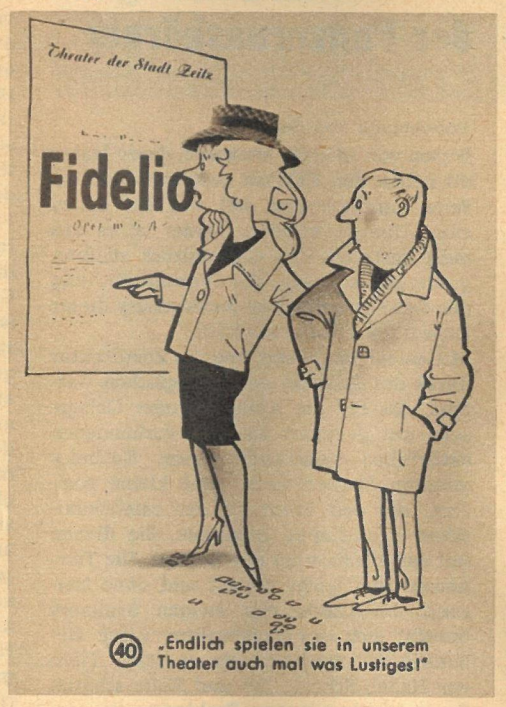
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 49

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Thema, 5. Stern, 9. Der Untertan, 12. Feder, 13. Artel, 14. Arasi, 16. Lehne, 19. Sog, 20. All, 22. Mast, 24. Rente, 26. Kran, 27. Flaubert, 30. Elster, 33. Aar, 34. Bon, 35. Aare, 36. Berg, 39. Tand, 41. Aden, 43. Ehe, 44. Eis, 46. Norden, 47. Medaille, 50. Bein, 51. Riese, 54. Egel, 55. Tal, 56. ISE, 59. Spalt, 61. Essen, 65. Kraul, 66. Stoss, 67. Atomstation, 68. Loren, 69. Gneis. —

Senkrecht: 1. Taft, 2. Edda, 3. Neer, 4. Arras, 5. Stahl, 6. Tarn, 7. Ente, 8. Nell, 10. Neige, 11. Eklat, 15. Sorte, 17. Element, 18. Falla, 21. Hafer, 23. Tau, 25. Notbremse, 26. Kasan, 27. Fasan, 28. Arber, 29. Bor, 31. Tadel, 32. Reuse, 37. Enden, 38. General, 40. Ara, 42. Donez, 45. Iller, 48. Dress, 49. Ire, 52. Iltis, 53. Siera, 55. Talon, 57. Essig, 58. Ekel, 59. Saar, 60. Pute, 62. Eton, 63. None, 64. Usus.

Silbenrätsel. 1. Seide, 2. Standgeld, 3. Tropen, 4. Gerste, 5. Sarkasmus, 6. Missdeutung, 7. Hasdrubal, 8. Funktion, 9. Edelweiß, 10. Deichsel, 11. Eichendorff, 12. Mundstock, 13. Weinert, 14. Verpflichtung, 15. Mitternachtssonne, 16. Becher, 17. Eintagsfliege, 18. Wiederau, 19. Hindernis, 20. Direktor, 21. Stunde, 22. Admiral, 23. Heuwender, 24. Gneisenau, 25. Dissonanz, 26. Wanderung, 27. Wirsing, 28. Diesel, 29. Händel, 30. Derby, 31. Gleichnis, 32. Schenkung, 33. Andenken, 34. Undine, 35. Gewerkschaft, 36. Faltdipol, 37. Präriewolf, 38. Großeltern, 39. Verdi, 40. Gelände, 41. Erntefest, 42. Landwirtschaft. — „Seid getrost! Es muss das Dunkel weichen, und ein Licht scheint wieder dir und mir, wenn einander wir die Hände reichen, denn die Welt, die Welt verändern wir!"

Liesschen Müller



(40) „Endlich spielen sie in unserem Theater auch mal was Lustiges!"

Einer sagt's dem andern —

so tiefduftend

— kein Wunder, daß Riwal, die Luxus-Seife von RIWA, das Waschen und Baden zu einem Vergnügen macht. Sie schenkt Wohlbehagen, Wohlbefinden und frisches Aussehen von früh bis abends.

RIWA

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Chefredaktion: Kurt Stephan und Lena Smolny; Bruno Goldhammer, Werner Jenke, Eberhard Kottwitz · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Spenerstraße 21 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3.2.1953 · „Zeit im Bild" erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM

Im Dschungel der Panzernashörner

Fortsetzung von Seite 13

Wesen von Mäusen ernähren, deren Haare oft neben den Fährten gefunden wurden. Seine Lautäußerung soll wie das Bellen eines Hundes klingen. Leider ist es uns nicht gestattet, den Gipsabdruck zu fotografieren, solange die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Auswertung dieser Expedition nicht erfolgt ist.

Mit einem Jeep fährt uns der Zoodirektor durch das Gelände des zoologischen Gartens, das für die Anlage großer Gehege sehr gut geeignet ist. Zur vorhandenen natürlichen Vegetation dieses Geländes gehören Dornenbüsche und kleine Akazien, die den Eindruck der ostafrikanischen Buschsteppe erwecken. Sie dienen mit zur Ausstattung der Gehege. Die Tierhäuser sind leicht gebaut und ohne Heizung. Im Lande des ewigen Sommers braucht sich der Zoodirektor keine Gedanken zu machen, wie er seine Tiere vor Hagel, Schnee, Eis und Kälte schützt. Er muß sich mit den Problemen der gesunden Raumheizung nicht auseinandersetzen. Noch hat der entstehende Zoo nur wenig Tiere. Sehr eindrucksvoll ist ein riesiger indischer Elefantenbulle, der nach Direktor Bashketis Meinung der größte ist, den es überhaupt in Gefangenschaft gibt. Er ist 3,50 Meter hoch. Als wir zu seinem durch ein Sonnensegel geschützten Standplatz treten, bemerken wir eine feuchte schwarze Bahn, die, in der Schläfendrüse zwischen Auge und Ohr entspringend, sich über die Wange bis zum Unterkiefer hinabzieht. Der Bulle ist in Brunst. Die Schläfendrüse sondert ihr Sekret ab, das in einem breiten Bächlein über die Wange sickert. Ein Warnungszeichen für jeden Tierpfleger, denn brünstige Elefantenbullen sind meist auch gegenüber ihren vertrautesten Pflegern bösartig und gefährlich. Der Riese ist verhältnismäßig gutmütig. Er duldet den Wärter, der ihm das Futter bringt, und ist auch nicht mit schwereren Ketten gefesselt wie die weiblichen Elefanten.

„Werden Ihre Bullen in der Brunst nicht bösartig?" frage ich den Assistenten.

„Vielleicht doch", gibt er lächelnd zur Antwort, „aber wir wissen das zu verhindern. Wir lassen sie hungern oder besonders schwer arbeiten, damit sie auf andere Gedanken kommen."

Als wir unsere Rundfahrt beendet haben, verabschieden wir uns von Mister Bashketi, der uns beim höchsten Forstbeamten im Ministerium für Nahrung und Landwirtschaft anmelden wird, denn wir möchten dort gern einige Auskünfte über den Naturschutz in Indien einholen und Empfehlungsschreiben an die Forstbeamten in den Bezirken erbitten.

Am Nachmittag gehen wir zum Ministerium. Der Portier fragt telefonisch bei Mister Takle an, ob unser Besuch angenehm ist. Dann nimmt er uns die Kameras ab und läßt uns durch einen Hausdiener zum Dienstzimmer des Chief Conservator of Forests führen.

Mister Takle ist ein sympathischer älterer Herr, der uns gern behilflich ist. Durch Briefe an die Forstämter, in deren Distrikten wir Tiere beobachten wollen, gibt er die Anweisung, unsere Arbeit zu unterstützen. Wir sind überrascht, als er plötzlich in einwandfreiem Deutsch sagt: „Ich helfe Ihnen gern." Dann beginnt er von Deutschland zu sprechen, wo er sein forstwirtschaftliches Studium absolvierte. Mister Takle berichtet von seinen Reisen nach Hamburg und München, er spricht von Freiberg und der Tharandter Forsthochschule, und als er erfährt, daß wir aus Dresden sind, fragt er begeistert nach der Stadt, an die viele seiner schönsten Erinnerungen gebunden sind. Dann läutet er nach seinem Sekretär und diktiert ihm die Briefe an die Forstbeamten von Kaziranga und Bandipur.

Zwei Tage später fahren wir zum Büro der Indian Airlines Corporation. Viele Hände strecken sich nach unseren Koffern aus, um sie zur Abfertigung zu tragen. Doch als wir den Boys das von ihnen erwartete Bakschisch zustecken, werfen sie erst einen scheuen Blick auf den Manager, bevor sie es nehmen und in der Tasche verschwinden lassen. Vermutlich ist es den Angestellten der I. A. C. untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Mit einem bequemen Bus werden wir zum Flughafen gefahren. In den Akazien rechts und links der Straße sitzen Alexandersittiche. Wir sehen auch die ersten Rhesusaffen am Wege. Sie sind gut genährt und haben anscheinend keine Furcht vor dem Menschen.

Im Warteraum des Flughafens schauen wir interessiert dem Grußzeremoniell einer Gruppe von Japanern zu. Ihre Grußform ist von vornehmer Ehrerbietigkeit. Sie stehen sich dabei gegenüber und verbeugen sich ohne Händedruck sehr tief voreinander. Die Dauer und Anzahl der Verneigungen sind von dem Rang abhängig, den der zu Begrüßende innerhalb der Familie einnimmt. Auch Kinder werden auf gleiche Weise gegrüßt. Die Inder begrüßen sich, indem sie die Hände vor dem Gesicht aneinanderlegen. Wie unhygienisch ist dagegen unser Händedruck und wie teilnahmslos lässig das „Hallo!" des Amerikaners, der dabei oft nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen und die Zigarette aus dem Mund nimmt.

Unsere Maschine wird aufgerufen. Es ist eine viermotorige Viscount, die uns nach Kalkutta fliegen wird. Eine bildhübsche Stewardeß nimmt uns in Empfang. Es ist ein Vergnügen, ihr bei der Arbeit zuzusehen. Ihre Bewegungen sind von natürlicher weiblicher Anmut. Kein Wunder, daß die Stewardessen so schnell geheiratet werden. Ihre Ausbildung dauert zwei Jahre. Bei Antritt ihres Arbeitsverhältnisses müssen sie sich verpflichten, wenigstens fünf Jahre bei der I. A. C. Dienst zu tun. Es gibt kaum ein Mädchen, das diese fünf Pflichtjahre ableistet. Die meisten werden nach spätestens drei Jahren von einem Fluggast geheiratet. Die I. A. C. ist klug genug, nicht auf die Einhaltung des Vertrages zu dringen. Die unfreundliche Behandlung eines Fluggastes durch eine lustlos arbeitende Stewardeß würde der Fluggesellschaft größeren Schaden bereiten, als die Ausbildung einer neuen Stewardeß kostet. Und so drückt die Gesellschaft beide Augen zu. Vielleicht bucht sie die Unkosten vom Werbefonds ab.

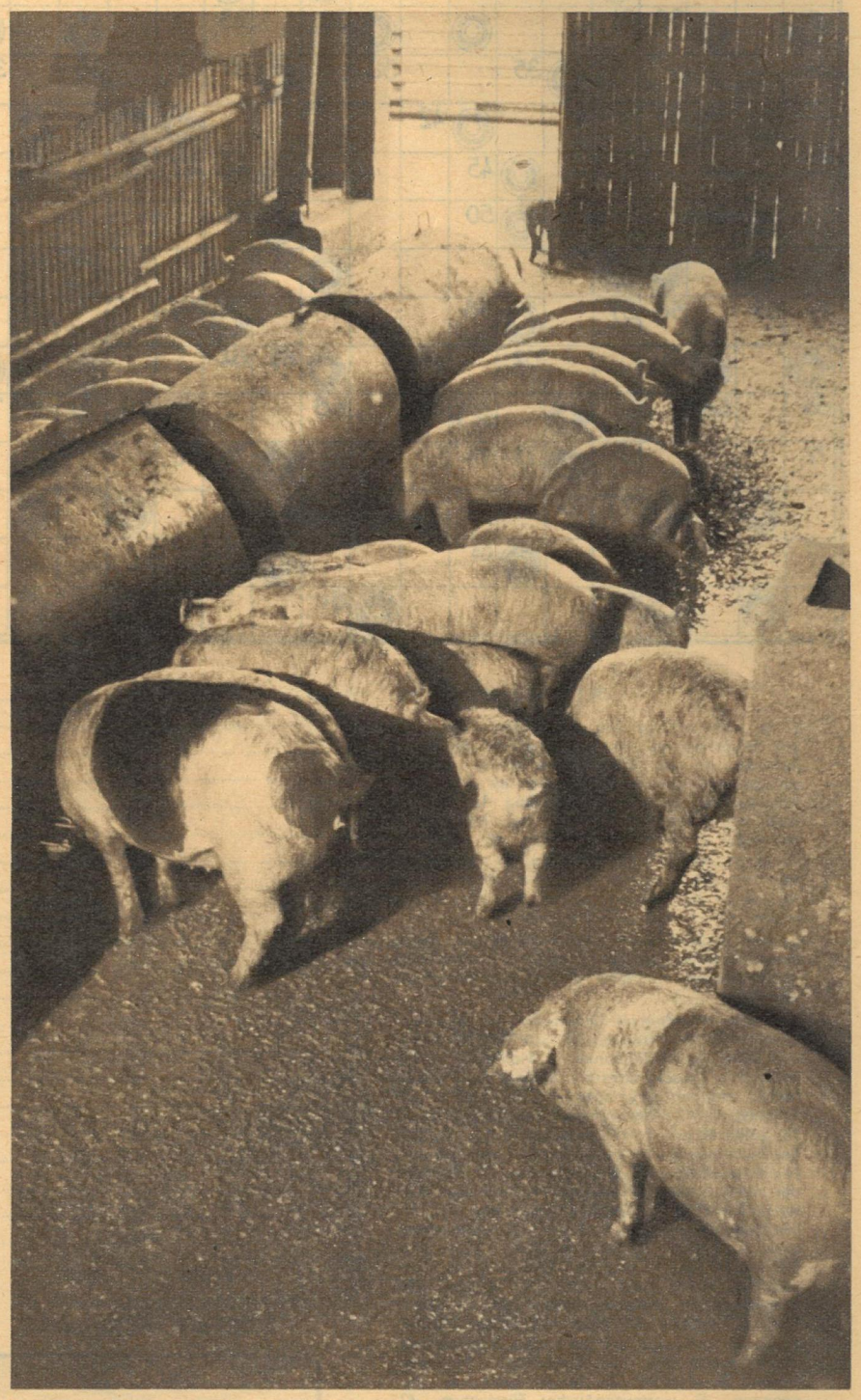
Ein Flug mit der Viscount ist sehr angenehm. Die großen ovalen Fenster gestatten einen bequemen Ausblick auf das Land, und die Kabinen sind gut gegen die Motorengeräusche abgedichtet. Kurze Zeit nach dem Start wird das Frühstück serviert: Spiegeleier mit Erbsen und Pommes frites, Weißbrot, Butter, Marmelade, Tee oder Kaffee, eine Mandarine und eine Chieku. Diese Frucht hatte ich noch nie gegessen. Auch ihr Name war mir unbekannt. Sie ist rauh und braun wie eine Pellkartoffel. Im Inneren des weißen, sehr süßen Fleisches befinden sich zwei glatte schwarze Kerne.

Das Land unter uns ist flach und baumlos. Quadratische pastellfarbene Felder sind zu einem riesigen Mosaik aneinandergesetzt. Ein breites, sandiges, tausendfach verästeltes Flußbett zieht sich weit über die Ebene unter uns. Es ist Trockenzeit! Nur eine schmale Rinne Wassers windet sich durch das dürstende Land.

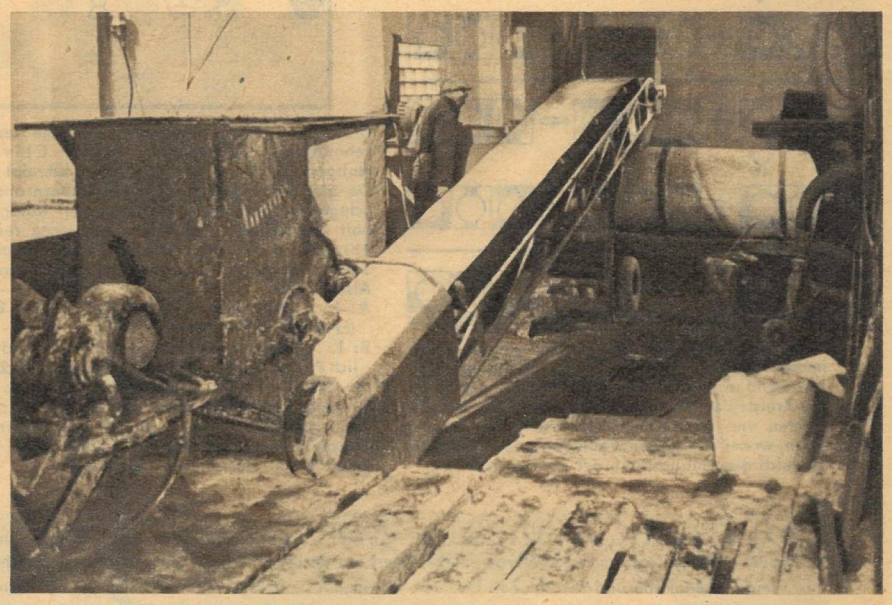
Zehn Uhr dreißig landen wir in Dum-Dum, dem Flughafen Kalkuttas. Auch hier werden wir von einem Vertreter unserer Handelsmission vom Flugplatz abgeholt. Im bequemen Kraftwagen, den ein indischer Chauffeur mit meisterhafter Geschicklichkeit durch den undisziplinierten Verkehr steuert, fahren wir zum Wohnhaus, das in einem ruhigeren Stadtteil Kalkuttas liegt. Alle Mitarbeiter unserer Handelsvertretung und deren Familien wohnen in diesem Hause. Ein geräumiges Schlafzimmer mit Klimaanlage und Bad und ein kleines Wohnzimmer stehen zu unserer Verfügung. Weil die meisten Ehefrauen im Büro mitarbeiten, werden ihre vier etwa gleichaltrigen Töchter von indischen Kindermädchen, den Ajas, betreut. So lernen sie im Spiel neben ihrer deutschen Muttersprache gleichzeitig Englisch, Hindi und Bengali. Die Hausangestellten sind fast alle Mohammedaner. Am Nachmittag sehen wir den Koch im Garten seine Gebete sprechen. Er kniet auf einer Zeitung und verneigt sich gen Mekka, wie der Koran es vorschreibt.

Fortsetzung folgt

Einer „Zauber



Quietschvergnügt und wohlig grunzend tummeln sich die Lübauer Jolanthen in dem als Maststall eingerichteten Offenstall. Im „Automatenrestaurant" können sich die Tiere den Magen vollschlagen, wenn sie Appetit verspüren. Drängelei und Futterneid sind ihnen fremd. Paul Kunde versorgt spielend die fünfhundertköpfige Schweinefamilie. Wären es doppelt soviel, brauche er sich auch nicht zu überanstrengen, meint er. Ein neuer Stall wird allerdings dieser Tage fertiggestellt. Mit seinen Schützlingen ist der Schweinemeister sehr zufrieden. Durchschnittlich nehmen sie täglich 700 Gramm zu, und eine Dezitonne Fleisch fressen sie sich für 3,9 bis 4 Dezitonnen Getreideeinheiten an.



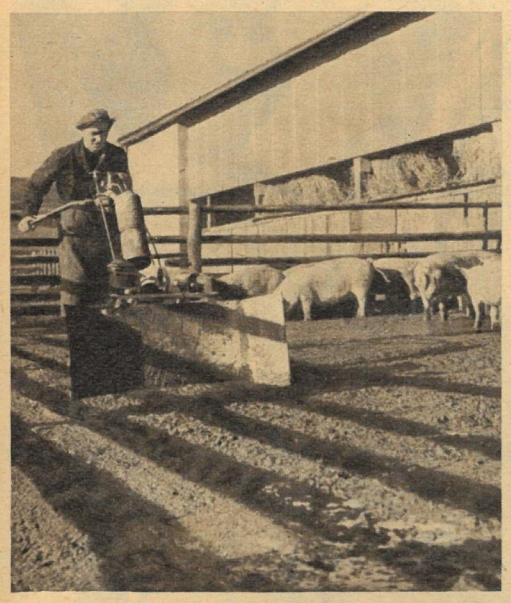
In der LPG Knoblauch, Kreis Nauen, studierte der Vorsitzende von Lübau, Meisterbauer Sauer, die Vakuumfütterung. Seine Begeisterung von der Möglichkeit, viel Fleisch billig zu erzeugen, steckte an. Und wieder einmal rauchten in Lübau die Köpfe. Es wurde gestritten, das Für und Wider abgewogen, und dann wurden Beschlüsse gefaßt, die mancher zu kühn fand. Aber hier zeigte sich, was ein entschlossenes Kollektiv vermag. Kaum zehn Tage waren seit der Reise des Vorsitzenden vergangen, da lief die Anlage. Der Mischer an Jolanthes „Küchenmaschine" ist übrigens auch eine Lübauer Konstruktion: ein Jauchefaß wurde mit Silolack ausgespritzt und eine Mischwelle eingebaut.

formel" auf der Spur

Bislang kaum bekannt, rückte vor einigen Monaten die LPG Lübau, Kreis Freital, plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses. Weit über die Kreisgrenze hinaus hörte man im Zusammenhang mit dieser Genossenschaft Begriffe wie: Automatenrestaurant für Jolanthe, Mechanisierung, Eigeninitiative. Man hatte in Lübau die Formel gefunden, mit deren Hilfe die LPG nicht nur endlich auf die Beine kam, sondern in ihrer gesamten Entwicklung einen ansehnlichen Sprung nach vorn tat. Der Inhalt der Lübauer „Zauberformel" lautet einfach: Kollektives Denken und Handeln. In der Praxis wird dann oft mit rauchenden Köpfen ausgeknobelt, wie diese oder jene Verbesserung schnellstens und ohne große Investitionen durchgeführt werden kann. Ihre beachtlichen Resultate legte die LPG Lübau jetzt auf den Tisch der guten Taten des VI. Deutschen Bauernkongresses. Das herausragende Ergebnis ist dabei zweifellos die Produktion an Schweinefleisch, die in diesem Jahr je Hektar 250 Kilogramm erreichen wird. Einiges von dem, was in Lübau zum Wohle Floras und Jolanthes und zu unserem Nutzen geschaffen wurde, wird in dieser Reportage beschrieben und andernorts zur Nachahmung empfohlen.

Nicht mehr wegdenken können sich die Lübauer Genossenschaftsbauern ihre Bauhandwerker. 1957 begann die Baubrigade mit fünf Mann ihre Arbeit, heute sind es neun. In dieser Zeit schufen sie Bauten im Werte von fast 400 000 DM. Gleichzeitig brachten die Maurer und Zimmerleute in die Kasse der LPG noch 130 000 DM, die sie einsparten. Wohlgemerkt, nicht auf Kosten der Qualität.

„Das hier seht ihr auch nicht alle Tage", erklärte uns der Agronom Günter Wecke mit verhaltenem Stolz. „Dieser Mählader ist nicht vom Fortschrittwerk in Neustadt. Den hat ein Dorfschmied zusammengebaut. Die Maschine arbeitet ebenso gut wie die Neustädter, nur ist sie bedeutend leichter und 2700 DM billiger. Dazu kommt noch die Einsparung durch frei werdende Arbeitsmittel." ▷



Um sich die Arbeit zu erleichtern, bedarf es oft nur einiger Überlegung. Die LPG hatte noch keinen Stallschlepper. Nach gemeinsamem Tüfteln fand man einen Ausweg: Eine ausgediente Gartenfräse wurde umgebaut und ein Schiebeschild angebracht. Damit dauert die Reinigung der Ausläufe bei weitem nicht so lange wie mit Schaufel und Besen und spart Arbeitskraft und -kräfte.

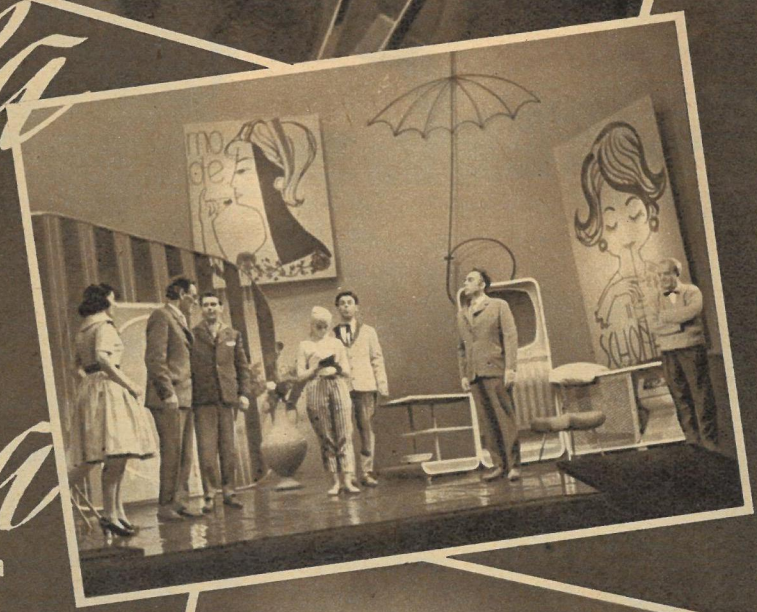
Vielerorts läuft man Gefahr, schon nach kleinen Regenschauern im Schlamm steckenzubleiben. Auf Bauplätzen ist das allerdings kaum zu ändern. Dort muß man auch in Lübau Gummistiefel anziehen. Aber schon während des Baues beginnt die Befestigung der Anfahrtswege, ausgeführt von den Heinzelmännchen des Dorfes, der LPG-Baubrigade.

Reportage Scheffler / Peter jr. (Fotos)

Gisela (Mitte, Margot Dörr) ist nicht nur eine gute Schneiderin im Modeatelier „VEB Berliner Schick", sondern eine ebenso gute Modeschöpferin. Fast alle im Betrieb wissen das, nur der Betriebsleiter Kukkuck (Gerd Niemar, oben) will davon nichts wissen. Er trägt nicht nur den Namen eines Vogels, sondern er hat einen. Und zwar einen ausgewachsenen Westmodevogel. Seine Schöpfungen, die seine Chefsekretärin Marghueritta Kulicke vorführt (oben, Erika Grajena), sind umwerfend. Aber nicht in dem Sinne, wie es Kuckuck erwartet. Der Journalist Fred Funke (Mitte, Leo de Beer), der seinen Schreibtisch für einige Zeit mit der Transportarbeiterkluft vertauscht hat, sorgt mit Hilfe der Belegschaft, darunter auch Wächter Priemchen (unten, Rudi Schiemann), dafür, daß das Modell der netten Gisela zum Messeschlager wird, zum Messeschlager Gisela. Zu sehen im Metropoltheater Berlin. Den Text schrieb Jo Schulz, die Musik dazu komponierte Gerd Natschinski.

Gisela und der Papa

Das Thema der Operettensaison: Die Mode



Der Papa (oben, Georg Wörtge) hat das Rentnerdasein satt. Außerdem scheint es ihm als Fachmann Zeit zu sein, in dem von seinem Schwiegersohn (unten, Gerhard Berger) geleiteten Modebetrieb einmal nach dem Rechten zu sehen. Denn Sandor ist nicht nur auf dem besten Wege, mit Gaby (oben, Hiltrud Eulitz) einen kleinen Seitensprung zu machen, sondern hat sich auch von einem „genialen" Modeschöpfer einwickeln lassen, der da glaubt, die französische Mode nachahmen und übertrumpfen zu müssen. Seine Modelle sind so übergeschnappt, daß sogar einem südamerikanischen Kaufmann die Luft wegbleibt. Aber Papa, der sich in der Abwesenheit seines Schwiegersohnes als Bote im Betrieb einstellen läßt, regelt alles. Die Ehe seiner Tochter Eva (unten, Gardy Herzfeld), die Modewünsche des Südamerikaners mit Hilfe eines jungen begabten Modezeichners und sogar den Krach, den der Hauptabteilungsleiter aus dem Ministerium nach einer Betriebsrevision anfangen will (Mitte). Im Dresdner Operettentheater hat dieser ungarische Schwank von Istvan Kallai und Peter Fenyes einen großen Erfolg.

Fotos: Landgraf (3), Pisarek (2), Simon (1) / Text: Rodel

Das ist einer der zahlreichen Kraterseen von Copahue an der chilenisch-argentinischen Grenze in 3000 Meter Höhe. Stark schwefelhaltige milchfarbene und braunrote eisenhaltige Quellen, die dampfend (bis 95 Grad Celsius), brodelnd und glucksend aus dem erloschenen Vulkan Copahue herausbrechen, speisen die Seen. Wunderdinge berichtet man von ihnen: Kranke, die nicht mehr laufen konnten, hätten nach einem Bad ihre Gehfähigkeit wiedergewonnen. Diese Kunde sprach sich schnell herum. 8000 Heilungsuchende zählte man im vergangenen Jahr. — Doch diese Fotos dürften mit die letzten sein, die hier „geschossen" wurden.

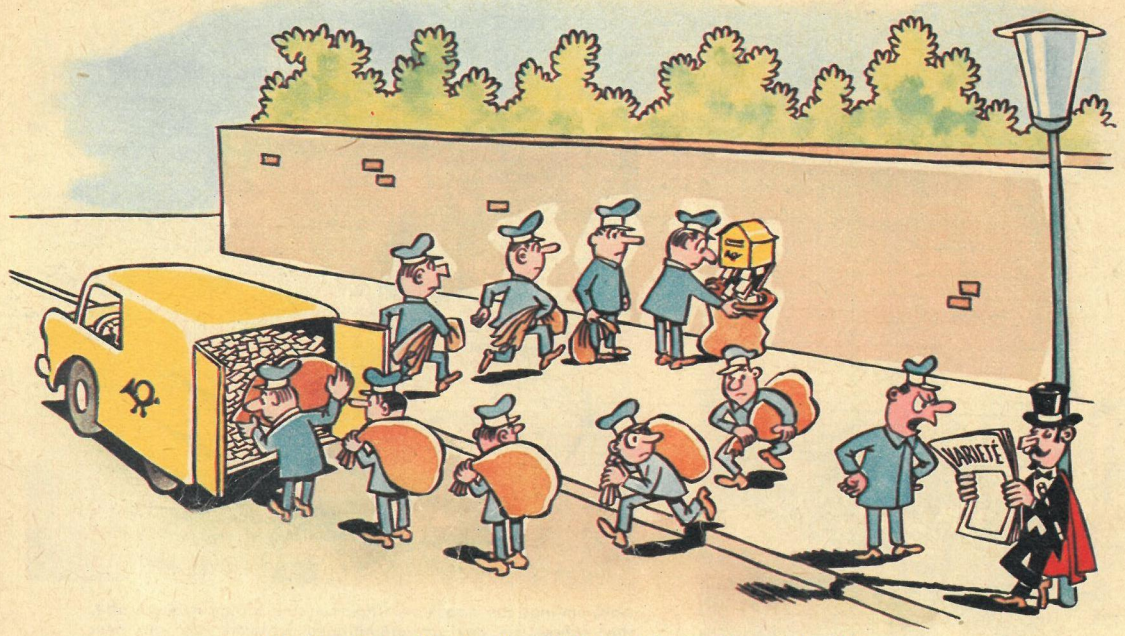
Abkömmlinge der Araukaner-Indianer sind billige Arbeitskräfte. Hier fahren sie den schwefelhaltigen Schlamm, der aus dem heißen Boden geschürft wurde, zum Trocknen. Die so gewonnene Mineral- und Schwefelerde dient als Base beispielsweise für Salben gegen Hautkrankheiten, Packungen gegen Ischias, Rheuma und Arthritis. *Reportage Federico*

JUNGBORN

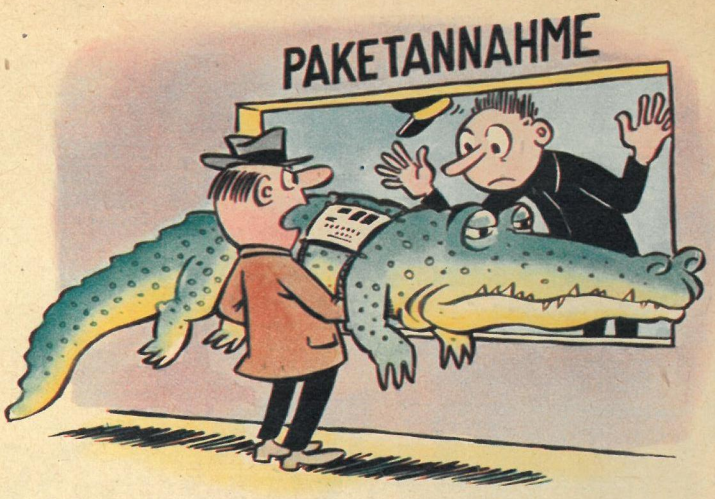
3000 Meter über dem Meere

Auf den Rücken der zähen Pampaspferde konnte man die Wunderheilseen erreichen. Will man aber jetzt in die unwirtliche Wildnis der Berge, wird man durch ein energisches „Halt!" schwerbewaffneter Posten am Weiterritt gehindert. Die Argentinier sprechen von einer neuen „Atomküche". Schon Exdiktator Juan Perón war 1954 von einem „Atomforscher", der Argentinien zur Atomgroßmacht machen wollte, sich aber als übler Hochstapler entpuppte, aufs Glatteis geführt worden. „Uran" heißt jetzt das Zauberwort, das die argentinische Regierung veranlaßte, die Kraterseen von Copahue zum militärischen Gebiet zu erklären.

Zur Saison in Copahue waren Badenixen an den Heilquellen keine Seltenheit. „Einem Rheumatismus vorbeugen ist besser als ihn heilen", sagten sich auch diese jungen Argentinierinnen, bevor sie langsam in die heilkräftigen Fluten stiegen.



„He, Sie! Können Sie Ihre Kunststückchen nicht woanders machen?!"

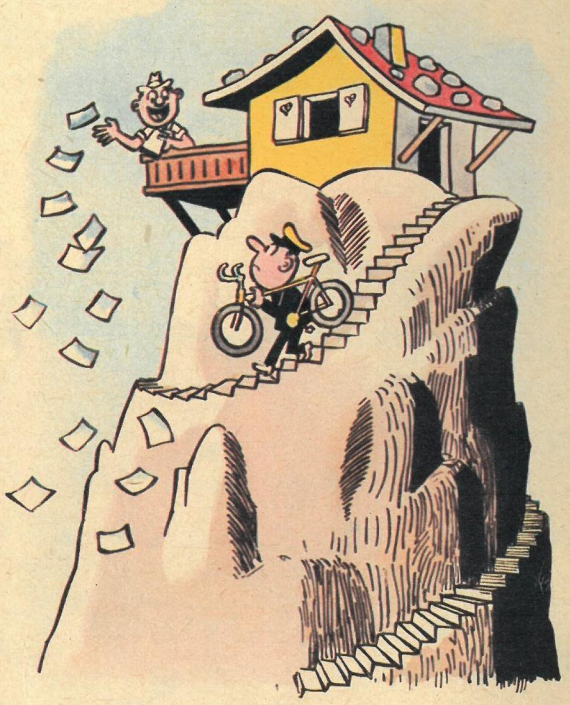


„Wat woll'n Se denn, is' doch ordnungsgemäß frankiert!"

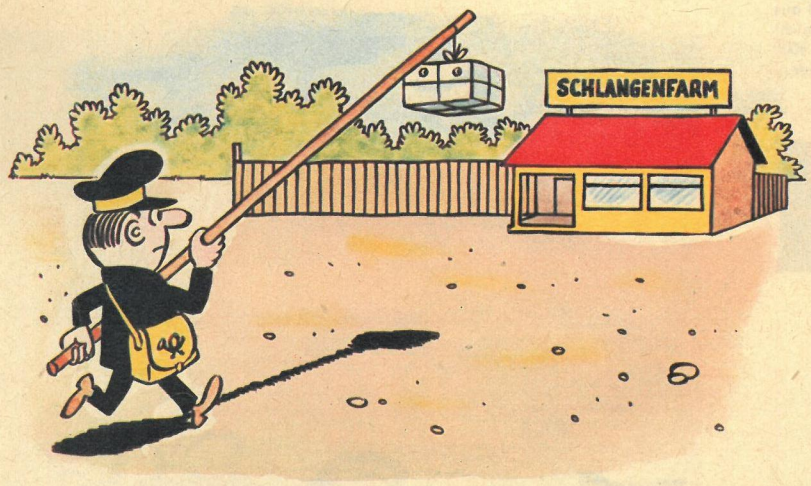
WILLY MOESE

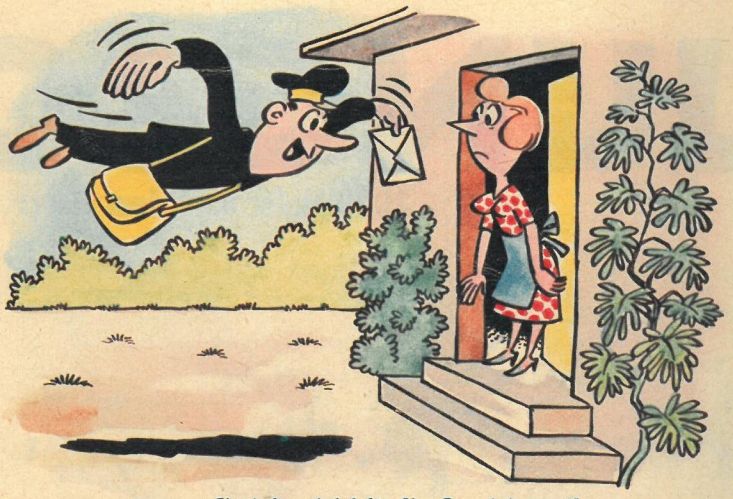
Trara, die Post ist da!

„Gestern haben Sie gemeckert, daß sie nicht kleben!"



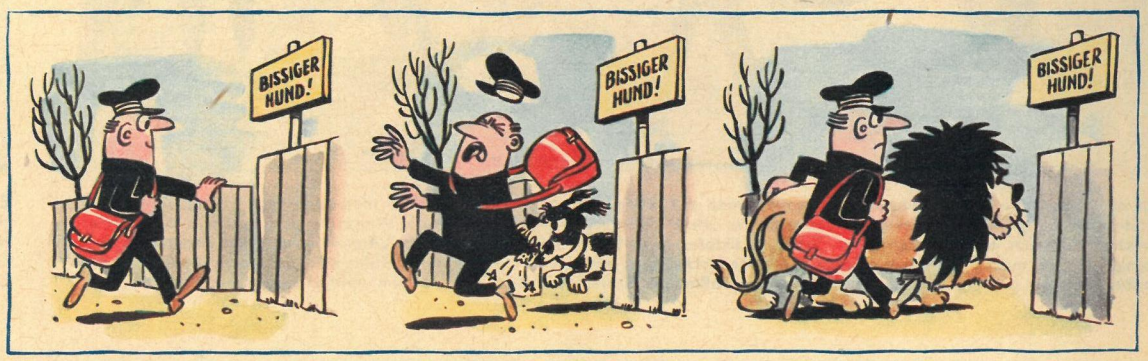
„Nichts Besonderes, Lotterieprospekte!"





„Ein Luftpostbrief für Sie, Frau Lehmann!"

„Daß ich nicht lache! Mein letztes Angebot: siebenundfünfzig Pfennig — und keinen Pfennig mehr!"



Ohne Worte